



# FRAUEN IN DER NACHKRIEGSZEIT

---

## DIE AUTOR/INN/EN:

IRENE BANDHAUER-SCHÖFFMANN (Wien): Historikerin, arbeitet gemeinsam mit Ela Hornung an dem von Univ.-Prof. Erika Weinzierl geleiteten Projekt „Frauen im Wien der Nachkriegszeit“.

ELA HORNING (Wien): Historikerin, arbeitet gemeinsam mit Irene Bandhauer-Schöffmann an dem von Univ.-Prof. Erika Weinzierl geleiteten Projekt „Frauen im Wien der Nachkriegszeit“.

NIEVES KOLBE (Hamburg): Soziologin, arbeitete gemeinsam mit Domenica Rode und Univ.-Prof. Ingrid N. Sommerkorn am Projekt „Frauenarbeit in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Hamburg“; wissenschaftliche Mitarbeiterin am Interdisziplinären Zentrum für Hochschuldidaktik an der Universität Hamburg.

ALMUTH LEH (Hagen): Historikerin, arbeitete im Rahmen des Oral History Projekts „Nachkriegseliten in Nordrhein-Westfalen“ über Gewerkschaftsfunktionärinnen.

SIEGFRIED MATTL (Wien): Historiker, seit 1983 am Ludwig Boltzmann-Institut für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften in Wien.

ANGELA PITZSCHKE (Schauenburg) Historikerin, arbeitet derzeit über „Frauenarbeit und politisches Engagement von Kasseler Frauen in der Nachkriegszeit“.

DOMENICA RODE (Hamburg), Soziologin, arbeitete gemeinsam mit Nieves Kolbe und Univ.-Prof. Ingrid N. Sommerkorn am Projekt „Frauenarbeit in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Hamburg“; wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule für Wirtschaft und Politik in Hamburg.

INGRID SCHMIDT-HARZBACH (Berlin): Politologin, seit 1989 Leiterin des von der Berliner Frauensensorin in Auftrag gegebenen Projekts „Das politische Wirken von Frauen in der Berliner Nachkriegszeit“.

ERIKA THURNER (Salzburg): Historikerin, Assistentin am Institut für Neuere Geschichte und Zeitgeschichte an der Universität Linz.



## EDITORIAL

Das vorliegende Heft enthält Referate, die bei der vom Wissenschaftsministerium mitveranstalteten Tagung „Frauen in der Nachkriegszeit“ gehalten wurden. Sie fand im Institut für Wissenschaft und Kunst am 23. und 24. März 1990 statt und wurde von Erika Weinzierl, der Leiterin des Projekts „Frauen im Wien der Nachkriegszeit“, eröffnet. Die Beiträge von Annette Kuhn, Sibylle Meyer/Eva Schulze und Gabriele Rosenthal werden in einem von uns herausgegebenen Band der Reihe „Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte der Gesellschaftswissenschaften“ im Sommer 1991 publiziert.

Mit der Tagung stellten wir Forschungsergebnissen zu Lebensverhältnissen von Frauen in der Nachkriegszeit einem zahlreich erschienenen und diskussionsfreudigen Publikum vor. Anhand der Städte Wien, Salzburg, Berlin, Hamburg, Kassel wurde die unterschiedliche Situation im Nachkriegsdeutschland und Nachkriegsösterreich herausgearbeitet. Themenschwerpunkte waren dabei die zur Überlebensarbeit erweiterte Hausarbeit, Erwerbsarbeit, Erfahrungen mit Besatzungssoldaten, Vergewaltigungen, Frauenpolitik in Parteien und Gewerkschaften.

Unter dem Motto „Trümmerfrauenmythos in der Frauenforschung?“ fand eine kritische Auseinandersetzung mit den bisherigen Forschungen und insbesondere mit der Stilisierung der „Trümmerfrauen“ zu Heldinnen der Nachkriegszeit statt.

Irene Bandhauer-Schöffmann

Ela Hornung

### Bildnachweis:

Umschlag: Rübelt, Wien; S. 5: Marianne Pollak, Frauenarbeit verpflichtet, Wien 1948; S. 13: Die Frau, 1946, Nr. 44; S. 17: Die Frau von heute, 1947, Nr. 16; S. 21: Die Frau, 1949, Nr. 28; S. 27: Die Frau, 1949, Nr. 21; S. 33: Die Frau, 1954, Nr. 13.

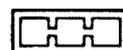
## INHALT

- Erika Thurner  
FRAUEN – NACHKRIEGSLEBEN IN  
ÖSTERREICH  
Im Zentrum und in der Provinz ..... 2
- Siegfried Mattl  
AUFBAU – EINE MÄNNLICHE CHIFFRE DER  
NACHKRIEGSZEIT ..... 7
- Irene Bandhauer-Schöffmann/Ela Hornung  
VON MYTHEN UND TRÜMMERN  
Frauen im Wien der Nachkriegszeit ..... 11
- Nieves Kolbe/Domenica Rode  
FRAUENARBEIT IN HAMBURG 1945–1950  
oder „Wenn Frauen sich ihrer Macht  
bewußt wären ...“ ..... 18
- Angela Pitzschke  
DIE BEDEUTUNG DER NACHKRIEGSZEIT  
FÜR DAS POLITISCHE ENGAGEMENT  
VON FRAUEN IN DEN WESTZONEN  
DEUTSCHLANDS ..... 25
- Almuth Leh  
FRAUEN IN DER GEWERKSCHAFTSBEWEGUNG  
DER NACHKRIEGSZEIT ..... 30
- Ingrid Schmidt-Harzbach  
DAS VERGEWALTIGUNGSSYNDROM  
Massenvergewaltigungen im April und  
Mai 1945 in Berlin ..... 36
- BIBLIOTHEK „FRAUENFORSCHUNG“ ..... 44
- DIE AUTOR/INN/EN ..... II
- WEITERFÜHRENDE LITERATUR  
ZUM THEMA ..... III

MITTEILUNGEN DES INSTITUTES FÜR  
WISSENSCHAFT UND KUNST 45.JG./NR.4  
ÖS 25,—

1090 Wien, Berggasse 17/1  
1070 Wien, Museumstraße 5

Telefon 34 43 42  
Telefon 93 13 82



Eigentümer, Herausgeber und Verleger: Institut für Wissenschaft und Kunst. Für den Inhalt verantwortlich: Dr. Helga Kaschl. Alle 1090 Wien, Berggasse 17/1. Satz und Druck: Bednarik & Eckerl Ges.m.b.H., 1170 Wien, Taubergasse 15, Tel. 46 16 65, Fax 45 93 89

---

ERIKA THURNER

## FRAUEN – NACHKRIEGSLEBEN IN ÖSTERREICH

Im Zentrum und in der Provinz

---

### DIFFERENZIERUNGEN

Untersuchungen zur Nachkriegszeit – auch in der Frauenforschung – haben meistens die Provinz oder das Zentrum im Blickfeld. Ein Großteil der österreichischen Bevölkerung, ein Großteil der Frauen, gehörte auch noch nach Ende des Zweiten Weltkrieges dem Bauernstand an, arbeitete in der Landwirtschaft oder lebte in ländlichen Regionen, in Dörfern, in Kleinstädten. Die dort vorherrschenden Lebensformen und Denkweisen sind nicht nur in ihrer Abweichung und Rückständigkeit gegenüber großstädtischen Einstellungen zu berücksichtigen, sondern auch in ihrer Rückwirkung auf Bewußtseinshaltungen in den Zentren. Dies, sowie Überlegungen zur Heterogenität der (weiblichen) Bevölkerung, des weiteren das Wissen um regional/lokale Unterschiede von Kriegs-betroffenheit und Nachkriegsentwicklung können das Thema „Frauen-Nachkriegsleben in Österreich“ erweitern und differenzieren.

Das soll im folgenden am Beispiel von Salzburg geschehen. Forschungs- und Erfahrungshintergrund bilden eine Untersuchung zum „Wiederaufbau der Salzburger Sozialdemokratie nach 1945“ und verschiedene Arbeiten an (Oral-History-)Projekten im Rahmen des Karl-Steinöcher-Fonds, Salzburg.<sup>1</sup>

Eine Vielzahl interviewter (Salzburger) Frauen, in der Mehrzahl aus dem Arbeitermilieu, aber auch aus Kleinbürgertum und Bauernstand, hatten Kriegsende und Rückkehr des Mannes als Erleichterung erlebt. Sie hofften auf Arbeitsentlastung und Teilung von Verantwortung. Zu Zeiten des „Wiederaufbaus“ wurde diese Hoffnung auf weniger Arbeit nicht eingelöst. Das Leben blieb auch weiterhin bestimmt durch Arbeit und Verzicht. Im Rückblick verdichtet sich bei vielen Frauen das ganze Leben zu einem einzigen Arbeitsleid. Das sind Frauen, die entweder durch zusätzliche außerhäusliche Arbeitsverhältnisse, durch informelle Arbeitsleistungen für Verwandte oder Fremde, durch immensen Einfallsreichtum, und vor allem durch die von Generation zu Generation über die Mütter weitergegebenen Sparkünste, die Familienexistenz sicherten und zudem noch den Männern das Minderwertigkeitsgefühl wegnahmen, ihre Familien nicht ausreichend ernähren zu können. Für viele dieser Frauen, schon von klein auf an improvisierte, enge und ärmliche Wohnverhältnisse gewöhnt, hat das Kriegsende mit seinen Anforderungen und seiner Mangelwirtschaft mitunter keine so scharfe Zäsur bedeutet. Was für einen Teil der weiblichen Bevölkerung schon immer – davor und danach – zum Lebenszusammenhang gehörte, wurde im Krieg und

in der unmittelbaren Nachkriegszeit zu einer allgemein(er)en Frauenerfahrung.

Das nationalsozialistische Regime mit seinen extremen Formen der Verfügbarkeit über den weiblichen Körper, mit seiner demagogischen Verknüpfung mehrerer Frauenleitbilder, konnte sich ab März 1938 auch in Österreich etablieren. Und das unter Beteiligung und hohem Zuspruch von Österreicher/innen/n. Das NS-System ermöglichte in seiner eigentümlichen Kombination von Unterdrückungs-, Neutralisierungs- und Integrationsstrategien die partielle positive Identifikation der Bevölkerung, vielfach bis ins letzte Kriegsjahr hinein. Die Kosten von Aufrüstung und Krieg „bezahlten“ großteils die „fremdvölkischen Arbeiter/innen“, aber auch Inländerinnen. So mußten Frauen neben der immer schwieriger werdenden Haushalts- und Familienarbeit für die „deutsche Volksgemeinschaft“ die unterschiedlichsten Arbeiten übernehmen, wurden in den Produktionsprozeß und schließlich auch noch in den „Endkampf“ eingegliedert.<sup>2</sup>

Die Bilder zu Kriegsende gleichen denen in Deutschland. In der männerarmen Zusammenbruchsgesellschaft sind es zunächst vor allem Frauen, die für sich und ihre erweiterten Familien das Überleben sichern, eine provisorische Häuslichkeit schaffen – überall dort im Einsatz sind, wo Männer fehlen. Die tapferen Mütter und Heldinnen an der „Heimatfront“ werden zu Bombenweibern und Trümmerfrauen; sie organisieren Hamsterfahrten, beteiligen sich beim Plündern, versuchen sich am Schwarzmarkt. Eine weitere Erscheinung zu Kriegsende sind die vergewaltigten Frauen und – als „freiwilliges“ Gegenstück dazu: die Chocolate-Girls and War-Brides. Zumeist werden bei diesen Aufzählungen jene Frauen vergessen, die als rassistisch und/oder politisch Verfolgte aus Konzentrationslagern zurückkehrten. Sie sind ebenso wie die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen der Gesamtheit der weiblichen Bevölkerung im Nachkriegsösterreich zuzurechnen.

Wenn auch Nationalsozialismus und Kriegsende viele identitätsstiftende Lebenslagen für Frauen bescherten, waren und blieben die Existenzverhältnisse dennoch verschieden. Schon in der NS-Zeit spannte sich der Bogen weiblicher Verhaltensmöglichkeiten von fanatischer und begeisternder Zustimmung bis zur organisierten Widerstandstätigkeit. Zudem hatten unterschiedliche berufliche, soziale, politische und familiäre Situationen Einfluß auf Ausmaß und Art von Kriegseinsätzen und Arbeitsdienstverpflichtungen. Ebenso waren Kriegs-betroffenheit und Not regional nicht gleichmäßig verteilt. So waren die

Zerstörungen im Osten, in den Industriegebieten, viel größer und im ersten Nachkriegsjahr war auch die Versorgung in Ost-Österreich viel problematischer. Ländliche Regionen waren gegenüber den Städten begünstigt. Zusätzlich war es von Bedeutung, in welcher Besatzungszone man/frau lebte. In diesen Zusammenhängen stand der Einsatz von Frauen bei der Trümmerarbeit; er war regional ungleich hoch.

#### STILLE DULDERINNEN?

Bis in die jüngste Zeit herauf wurde auf die Bedeutung der Frauen im Wiederaufbau überhaupt vergessen. Jubiläumsredner mit besserem Gedächtnis „würdigten“ zumindest die Frauenarbeit nach Kriegsende: als Ausnahmeleistung, aber auch als anlagebedingte, selbstverständliche Opferleistung.

Einen nachhaltigen Eindruck hat weibliche Arbeitsleistung im Jahre 1945 „zwangsläufig“ gemacht, weil plötzlich die Reproduktionsarbeit öffentlich und somit zum gesellschaftlichen Faktor wurde. Die private Haushaltsarbeit war zeitweise nicht ohne begleitende Maßnahmen (Zuteilungs- und Bezugskartensystem) zu bewältigen. Bei einer Pro-Kopf-Zuteilung von 350 Kalorien konnte auch die sparsamste Hausfrau nicht mehr „wirtschaften“. Der Haushalt als Subökonomie der Gesellschaft wurde allerdings nie als ökonomische Größe transparent gemacht. Dabei hatte die weibliche Arbeit auch in Österreich entscheidenden Anteil am raschen wirtschaftlichen Wiederaufbau. Das innere Geheimnis dieses Wiederaufbaus bildete die gezielte Investitionspolitik der Marshall-Plan-Ära. Diese Investitionspolitik war nur bei gleichzeitigem Konsumverzicht der österreichischen Arbeitnehmer und Arbeitnehmerinnen und bei niedrigen Reallöhnen möglich. In dieses Geheimnis eingebunden waren die Gratis-Reproduktionsarbeit, die sparsame Haushaltsführung und die billige Frauenerwerbsarbeit. Die Forcierung der Investitionsgüterindustrie ging auf Kosten der Konsumgüterindustrie und damit auch auf Kosten von Frauenindustriearbeitsplätzen.<sup>3</sup>

Die Umwälzung der österreichischen Gesellschaft zu Kriegsende erfolgte von außen, durch die Alliierten. Die Republikgründung, die politische Rekonstruktion von Staat und Gesellschaft waren nahezu rein männliche Akte. In den von den Besatzungsmächten vorgegebenen Strukturen arbeiteten die wieder zugelassenen Parteien ÖVP, SPÖ und KPÖ relativ friktionsfrei zusammen. Frauen führten im Rahmen dieses parteistaatlichen Formierungsprozesses ein Schattendasein. Die in den Parteien aktiv mitarbeitenden Frauen bekleideten fast ausschließlich niedere Funktionen. Rasch erfolgte die Einbindung der engagierten weiblichen Bevölkerung in die Frauenorganisationen der jeweiligen politischen Lager. Trotz ihres geringen Einflusses haben Frauen durch die Akzeptanz der männlich dominierten Machtstrukturen, durch die Übernahme der ihnen übertragenen/aufgehalsten Arbeiten, und nicht zu-

letzt durch ihr Wahlverhalten, am Gesellschaftsaufbau nach Kriegsende mitgewirkt.

Teile der weiblichen Bevölkerung haben aber auch gegen verschiedene Zumutungen demonstriert, so gegen die schlechte Versorgung oder gegen die Lohn- und Preis-Abkommen. Initiiert und unterstützt wurden diese Aktionen durch die Kommunistische Partei. Das ist unbestritten. Unbestritten ist aber auch, daß nicht nur Kommunistinnen, sondern auch andere Frauen demonstrierten, um so zumindest ihrem Unmut etwas Luft zu machen. Vereinzelt Frauenproteste richteten sich auch gegen das Schuttwegräumen. So haben sich beispielsweise Nazi-Gegnerinnen dagegen gewehrt, den „Nazi-Dreck“ wegzuräumen. Die freiwillige Beteiligung am Trümmerräumen war ohnehin nicht so groß und breit gestreut. Erst auf Drängen der Alliierten führten die österreichischen Behörden die Zwangsverpflichtung für Aufräumarbeiten ein. Aufgrund von zwei Gesetzen wurden in Wien beziehungsweise in ganz Österreich Männer und Frauen vorübergehend zur Gemeinschaftsleistung herangezogen. Gedacht war vor allem an Nationalsozialist/inn/en. Und gerade aus diesem Kreis verstanden es viele, sich dieser Arbeit zu entziehen. Das Bild von einer solidarischen österreichischen Wiederaufbaugesellschaft entspricht nur sehr begrenzt der Realität.

#### SALZBURGER NACHKRIEGSVERHÄLTNISSE

Wenn im folgenden die gesamtösterreichischen Verhältnisse durch die Erfahrungen und Fakten aus der Provinz (konkret: aus dem Bundesland Salzburg) ergänzt werden sollen, so muß zunächst erwähnt werden, welchen Begriffsinhalt Provinz hier abdecken soll. Es ist stets eine auf Zentrum bezogene Größe; sie bestimmt sich in Zeit und Raum aus dem Verhältnis zum Zentrum bzw. zu Zentren. Durch die Ungleichzeitigkeit des sozioökonomischen Wandels weist die Provinz einen bestimmten Grad an Rückständigkeit/Unterentwicklung im Bereich der Wirtschaft, der Infrastruktur, der Verkehrs- und Kommunikationsstrukturen gegenüber dem oder den Zentren auf, unterscheidet sich aber auch in der geistig-kulturellen Entwicklung, in Lebenshaltungen und Bewußtseinslagen.

Salzburg war bis nach dem Zweiten Weltkrieg ein wenig industrialisiertes Agrarland, lag wirtschaftlich bis zur NS-Ära an der Peripherie. Außer der Landeshauptstadt, die zu Kriegsende zur 100.000-Einwohner-Stadt anwuchs, und der Industriestadt Hallein mit 13.000 Einwohner/inne/n, gab es keine größeren Städte. Das Land blieb auch nach 1945 kleinstädtisch-kleinbäuerlich, katholisch dominiert. Von den 118 Gemeinden waren nur 12 sozialistisch verwaltet, allerdings auch die Landeshauptstadt. Der „Rest“ wurde von einer ÖVP-Übermacht beherrscht. SPÖ-Mehrheiten werden von mir nicht mit fortschrittlichen Einstellungen gleichgesetzt. Dennoch ist darauf hinzuweisen, daß in der Ersten Republik in die wenigen roten Hochburgen im Salzburger Land über die Sozialde-

mokratie zumindest die Ideen gegengesellschaftlicher Lebenspläne ansatzweise eindringen konnten und der katholische Moralkodex etwas hinterfragt oder in Frage gestellt wurde.

Das Bundesland Salzburg war gekennzeichnet durch einen hohen Zuspruch zum Nationalsozialismus. Während der NS-Herrschaft bzw. in der Besatzungszeit blieb es nicht nur Provinz, sondern erfüllte in verschiedenen Bereichen Zentrumsfunktionen. Als Sitz der amerikanischen Militärverwaltung wurde Salzburg zum Zufluchtland oder zur Durchgangsstation für Menschen aus Ostösterreich, Südosteuropa (teilweise Nationalsozialist/inn/en), Heimatvertriebene und überlebende KZ-Heimkehrer/innen. Dieser Zustrom von Menschen hat den Arbeitsmarkt „belastet“ und die Wohnungsnot verschärft. Neben der zusätzlichen Verknappung der Wohnungen durch die US-Soldaten, brachte deren Stationierung in Salzburg auch Positives. Etwa 5.000 Salzburger und Salzburgerinnen fanden bei den US-Stellen Arbeit. Zudem ergaben sich für Frauen Beziehungs- und Ausbruchsmöglichkeiten.

Salzburg wurde unter NS-Herrschaft kein Zentrum der Rüstungsindustrie, erfüllte damals Verwaltungs-, Erholungs- und Kulturzentrumsfunktionen. Es gab allerdings auch Rüstungsbetriebe im Land. Dort schufteten fast ausnahmslos Fremdarbeiter und Kriegsgefangene und nur wenig Frauen. Wie überhaupt der Einsatz von inländischen Frauen in der Rüstungsindustrie in ganz Österreich nur relativ niedrig war, auf jeden Fall hinter den Erwartungen der Nationalsozialisten zurückblieb.<sup>4</sup> So kam es zu Kriegsende in Salzburg auch zu keinen Entlassungen von Frauen aus diesen Betrieben. Allerdings hatte es ab 1940 einige Betriebsstillegungen und Umstrukturierungen gegeben. Unter anderem waren durch die Schließung der Tabakfabrik in Hallein Frauenindustriearbeitsplätze verlorengegangen. Aus der Tabakfabrik wurde ein Rüstungsbetrieb, die Frauen zwangspensioniert oder abgefertigt. Nach Kriegsende dauerte es dann längere Zeit bis sich einige wenige Betriebe mit Frauenarbeitsplätzen im Lande etablieren konnten.

Die Bombardements, die ab Herbst 1944 auch auf Salzburg niedergingen, verursachten schwere Schäden in der Salzburger Altstadt und im Bahnbereich. Bahnanlagen, Betriebsstätten und vor allem auch die Eisenbahnviertel waren sowohl in der Landeshauptstadt als auch im ganzen Land schwer getroffen. Hier haben sofort mit Kriegsende die Eisenbahner mit dem Schutträumen und dem Wiederaufbau begonnen. (Zwangspflichtete) Frauen beteiligten sich nur kurzfristig oder in geringem Ausmaß an der Trümmerarbeit. Am Beispiel von Salzburg zeigt sich, daß von der österreichischen Forschung – in Anlehnung an die BRD – „Trümmerfrauen-Bilder“ zu wenig differenziert eingeführt wurden.

Eine längerfristige reguläre Beschäftigung von Frauen im Bau- und Baunebengewerbe hat es in ganz Österreich nicht gegeben. Schon während des Krieges hatten Salzburger Frauen kaum in Männerberufen gearbeitet. Ihre Arbeitsdienstverpflichtungen

beschränkten sich weitgehend auf die sogenannten weiblichen Bereiche. Sie hatten in Heeresschnidereien, beim Roten Kreuz oder bei Ernteeinsätzen gearbeitet. Das Ende dieser Arbeitseinsätze wurde von den meisten Frauen als Entlastung, kaum als Verlust erfahren.

#### UNATTRAKTIVER FRAUENARBEITSMARKT

Anders verhielt es sich bei Büroarbeitsplätzen. Diese galten als attraktiv und waren für Frauen vor der Nazi-Zeit schwer zugänglich. Frauen in Büro-Berufen erlebten die Rückkehr der Männer, ihre damit verbundene Entlassung zugunsten – wie es hieß – besser qualifizierter oder invalider Kriegsheimkehrer als Unrecht. Gerade jüngere Frauen und Mädchen hatten mitunter die nationalsozialistischen Gesellschaftsverhältnisse als persönliche Chance für eine Berufsausbildung oder für ihr berufliches Weiterkommen erfahren. Organisierte Proteste gegen diesen Abbau hat es dennoch keine gegeben, da die Frauen ihre Zurücksetzung nicht als individuelles Schicksal sahen, sondern als allgemeine Nachkriegsentwicklung „akzeptierten“. Entlassene Frauen weigerten sich aber häufig, die ihnen angebotenen Ersatzarbeitsplätze in der Haus- oder Landwirtschaft anzunehmen.

Im ersten Nachkriegsjahrzehnt kam es geradezu zu einer Flucht aus diesen Berufssparten, obwohl die Konservativen, aber auch die Sozialist/inn/en versuchten, diese Berufe den Frauen als „wesensgemäß“ anzupreisen, sich allerdings auch darum bemühten, bessere soziale Absicherungen zu schaffen. Frauen, die während der NS-Zeit – selbst unter den damals herrschenden repressiven Bedingungen – andere Arbeitsplätze kennengelernt hatten, waren nicht mehr bereit, in zum Teil leibeigenschaftsähnliche Abhängigkeitsverhältnisse mit Niedrigstlöhnen zurückzukehren. Und das, obwohl ein Großteil der weiblichen Bevölkerung zur Berufstätigkeit gezwungen war und noch dazu bereits ab 1947 eine massive Arbeitsplatzverknappung gegeben war. Positiv besetzte „Krieges“-Erinnerungen von Frauen oder deren Affinität zum Nationalsozialismus sind vor diesem Hintergrund zu beleuchten.

In Österreich hatten Frauen traditionell einen hohen Anteil an den Beschäftigten. Österreichweit waren zirka 40 Prozent der Beschäftigten Frauen – vor und in der Nachkriegszeit. In Salzburg lag der Frauenanteil knapp über 30 Prozent. Durch vermißte und gefallene Männer (Salzburg verzeichnete 10.000 Kriegstote), durch eine hohe Anzahl von Scheidungen und Familienzerrüttungen, hatten viele Frauen für sich selbst, für Kinder und erweiterte Großfamilien zu sorgen. Oft blieben sie auch nach Rückkehr ihrer kranken oder desorientierten Männer Alleinerhalterinnen der Familien. Daneben waren zahlreiche Flüchtlingsfrauen auf Arbeitseinkünfte angewiesen. Doch der Salzburger Arbeitsmarkt wies für Frauen ein viel zu knappes, wenig verlockendes Angebot mit Niedriglöhnen auf. Die Mehrzahl der offenen Stellen

war dem land- und hauswirtschaftlichen Bereich zugehörig.

### „RÜCKZUGSGEBIET“ FAMILIE

Alleinstehende Frauen drängten schon aus wirtschaftlichen Gründen in die Ehe. Ein hoher „Frauenüberschuß“ in der Nachkriegszeit begrenzte Wahlmöglichkeiten und Heiratschancen. Die öffentliche Diskriminierung und Diffamierung von alleinstehenden/alleinlebenden Frauen hat die Bereitschaft zur Eheschließung noch verstärkt.

Spätestens und verstärkt seit Zunahme der Arbeitslosigkeit wurden Frauen ohnehin in ihre traditionellen Räume und Rollen zurückgepfiffen. An der Reetablierung der bürgerlichen Klein- und Kernfamilien, am Festschreiben patriarchalischer Prinzipien und Rollenvorstellungen, hatten nicht nur bürgerlich-konservative, katholische Kreise Anteil, sondern auch die Vertreter/innen der Arbeiterbewegung. Diese Entwicklung kam der politischen Müdigkeit und „Enttäuschung“ eines Großteils der Bevölkerung sowie verinnerlichten Rollenvorstellungen entgegen. In den erneuerten Bedeutungsinhalten von Familie und Mutterschaft – als Schutzraum oder zur Identitätsfindung – liefen die unterschiedlichsten Motivstrukturen zusammen.

So begriffen sich beispielsweise Nationalsozialistinnen, Mitläuferinnen oder Frauen von Nationalsozialisten, nur in wenigen Fällen als schuldig oder mitschuldig. Sie verstanden sich vielmehr als Opfer, als Verführte, und hatten genug von der Politik und/oder öffentlichem Engagement. Ihnen diente die Familie als willkommenes Rückzugsgebiet.

In (sozialistischen) Arbeiterkreisen erfuhr die Familie bereits im Austrofaschismus eine Aufwertung – unabhängig vom angestrebten Ideal der bürgerlichen Kleinfamilie. Damals hatten die Familien wichtige Schutzfunktionen übernommen, so manche/n vor totaler Verelendung oder Verfolgung bewahrt. In der Nazi-Zeit waren frühere Solidargemeinschaften durch Spitzelwesen und Denunziantentum immer weiter aufgeweicht worden. Nazi-Gegner/innen hatten sich häufig nur noch in der eigenen Familie sicher gefühlt.

Für Überlebende, politisch und/oder rassistisch verfolgte Frauen, ehemalige KZ-lerinnen, hatte eine rasche Familiengründung spezifische Gründe. Aus zahlreichen Interviews und Biographien wissen wir, wie wichtig es für sie war, nach der Konfrontation mit der brutalen Bevölkerungs- und Ausrottungspolitik der Nazis, ihrer Entwürdigung, Entindividualisierung, Entgeschlechtlichung, so rasch wie möglich ein Kind zu bekommen, eine Familie zu gründen.

### KRISE DER GESCHLECHTERBEZIEHUNG

Die durch Nationalsozialismus und Krieg bedingten Lockerungen der Familienformen, der zwangsläufig notwendige Einstellungswandel gegenüber ledigen

Müttern, Frauenhaushalten und Mütterfamilien, waren nur sehr oberflächlich gewesen und wurden rasch rückgängig gemacht. Im dörflich-ländlichen Milieu war es ohnehin nur sehr begrenzt zur Auflockerung von Sozial- und Familienstrukturen gekommen. Dort hatte die katholische Kirche teilweise als Resistenzfaktor gegen den Nationalsozialismus gewirkt, aber auch die Verletzung traditioneller Normen weiterhin sanktioniert und Normendurchbrecher/innen stigmatisiert. Soziale Kontrolle und Druck funktionierten auch in der NS-Zeit. Am Land waren alleinstehende Frauen aus dem gesellschaftlichen Leben nahezu ausgegrenzt, isoliert, vor allem dann, wenn sie sich weigerten, ein Leben in sexueller Enthaltsamkeit zu führen.

Der Rückgriff auf die alten Lebensformen hatte nicht nur wirtschaftliche, ideologische oder ethische, sondern vor allem sozialpsychologische Gründe: die Krise der Geschlechterbeziehungen. Frauen hatten die durch den Krieg bedingte Trennung zum Teil besser verkraftet und durch ihre Alleinverantwortung für Haushalt und Kinder häufig einen Selbstbewußtseinszuwachs erfahren. Männer sahen durch die lange Trennung und das veränderte Verhalten ihrer Frauen die eigene Autorität schwinden, haben zu recht oder unrecht Frauen der sexuellen Untreue verdächtigt, waren über die tatsächliche Vaterschaft von Kindern im unklaren. Als Kriegsheimkehrer und Kriegsverlierer fühlten sich viele den Besatzungssoldaten und anderen Ausländern gegenüber unterlegen, erlebten sie als potentielle, übermächtige Rivalen. Die Kompetenz der Frauen im Nachkriegsall-



tag, die eigene Desorientierung, hat Ohnmachts- und Unterlegenheitsgefühle bei Männern noch verstärkt.

Nur durch die rasche Normalisierung des Ehe- und Familienlebens, dem Festlegen der Frauen auf ihre Ehefrauen- und Mütterrolle, war diesen Verunsicherungen beizukommen. Dies beinhaltete die sexuelle Verfügbarkeit über die Ehefrau, deren Unterordnung sowie das Negieren weiblicher Ansprüche und Wünsche. Diese „Normalisierung“ wurde letztlich auch von den meisten Frauen angestrebt, führte sie doch weitgehend zum – wenn auch nur vordergründigen – Wegfall oder zur Reduktion (Verdrängung oder Verschiebung) von Mißtrauen und Argwohn.

Am nachhaltigsten aus dem traditionellen Rollenkorsett sind jene – häufig sehr jungen – Frauen ausgebrochen, die Beziehungen mit Besatzungssoldaten eingingen. Dieses in historischen Quellen als „sehr freizügig und schamlos“ beschriebene sexuelle Agieren in der Öffentlichkeit, löste vor allem dann Entsetzen aus, wenn es sich um Beziehungen mit Farbigen handelte.

Hier gaben vermutlich nur der hohe Frauenüberschuß und die Angst vor der Besatzungsmacht den Ausschlag, daß sich die auf Neid und Ohnmachtsphantasien basierenden Aggressionen letztlich *nur* in der Stigmatisierung der Frauen bzw. der „Besatzungskinder“ erschöpften. In Salzburg gedieh allerdings der Plan, als Gegenstrategie zu dieser „wildem Prostitution“ und zum Schutz weiterer „anständiger“ Frauen, Bordelle einzurichten. Gegen dieses Vorhaben traten dann allerdings amerikanische Frauenorganisationen auf.

In den ländlichen Regionen wirkte die SPÖ nach 1945 in verschiedenen Bereichen als Modernisierungsfaktor, forcierte den Ausbau und die „Öffnung“ der Provinz. Dies sowie ihre gleichzeitige Anpassung an gegebene Verhältnisse machte sie dort wählbar. Durch Überanpassung versuchte sie ihre frühere Diskriminierung wettzumachen. Dazu gehörte auch die Favorisierung eines – durch katholische Moralvorstellungen geprägten – kleinbürgerlichen Sexual-, Ehe- und Familienlebens, die Zementierung der traditionellen Rollenverteilung. Das neue Verhältnis zwischen Kirche und SPÖ hat diese Entwicklung noch verstärkt.

## FLINTENWEIB ODER SOZIALFUNKTIONÄRIN?

Abschließend sollen am Beispiel der Salzburger SPÖ Fragen nach (tatsächlich) versäumten oder leichtfertig vergebenen Emanzipationschancen für Frauen in der Nachkriegsgesellschaft, aber auch die Bewußtseinslagen von Funktionären und Funktionärinnen, beleuchtet werden. Durch das organisationsfixierte Agieren der Partei, aber auch in der Angst vor autonomen Bestrebungen, wurden die Frauen rasch in die SPÖ und ihre Organisationen eingebunden. Zur Gewinnung weiblicher Mitglieder und Wählerinnen waren Funktionärinnen wichtig. Sie bleiben aber weitgehend auf die untere Parteiebene und auf Nebenorganisationen beschränkt. Ein innerparteilicher

Aufstieg und Pseudoemanzipationsmöglichkeiten standen nur wenigen offen.

Im Rückblick, in ihren Erinnerungsberichten, war es Funktionärinnen besonders wichtig, darauf hinzuweisen, daß sie nie *Emanzen* oder *Feministinnen* waren. Für viele gab oder gibt es nur die beiden Pole *Flintenweib* oder *Sozialfunktionärin*. Manche kamen im Alter sogar zu der Überzeugung, daß Frauen – einschließlich der eigenen Person – letztlich für die Politik einfach nicht geeignet seien. Nicht aufgrund der problematischen männlichen Strukturen von Partei und Politik oder der den Frauen zugemuteten Doppel- und Mehrfachbelastung, sondern weil es den Frauen – anlagebedingt – an Logik und Abstraktionsvermögen fehle.

Auf der anderen Seite steht die Kritik von Frauen *und Männern*, wonach an Frauen viel strengere Beurteilungskriterien angelegt worden wären. Immer wieder wurden Beispiele genannt, die zeigen, daß Frauen trotz besserer Eignung für bestimmte Positionen nicht in Frage kamen. Ein häufig zitiertes Beispiel war das der Bischofshofner Vizebürgermeisterin Maria Emhart. Als eine der fünf Vizebürgermeisterinnen in Österreich, zählte sie zur weiblichen politischen Elite und stand auch als Bürgermeisterin im Gespräch. Viele Bischofshofner/innen waren von Emharts Begabung überzeugt. Neben intellektuellen Fähigkeiten, einem großen Rednertalent, verfügte Maria Emhart über beste Beziehungen und Kontakte zur Regierung und Parteifreunden in Wien. Emhart selbst hielt wenig vom Experiment „weiblicher Bürgermeister“. Ihr Argument: Manche Bauern wählen sogar einen Sozialisten zum Bürgermeister, aber niemals einen Frau!<sup>5</sup>

Männer haben häufig darauf hingewiesen, daß es sehr oft Frauen waren, die eine Frau in bestimmten Partei- oder Mandatarfunktionen nicht akzeptiert hätten. Die Erklärungen eines Bischofshofners im Falle Emhart sind typisch:

„Aber zur damaligen Zeit hat's noch Frauen gegeben, die haben gesagt, die Frauen gehören nicht in die Politik, sondern hinter'n Herd. ...“

Freilich gehört die Frau hinter den Herd, aber es muß doch einmal wer da sein, der die Frauen vertritt und sagt, daß sie auch Lebewesen sind und nicht nur hinter den Herd gehören, zum Kuschen, oder daß sie nicht nur vom Mann allein leben sollen.“<sup>6</sup>

## (VOLÄUFIGE) ERGEBNISSE

Diese Erklärung schließt die Vorurteile und Verunsicherungen des Argumentierenden vor einer übermächtigen Frau mit ein, enthält aber auch eine Teilwahrheit, nämlich jene, daß Frauen bis heute an den patriarchalischen Hürden mitmauern. Die Angst vor weiblicher Konkurrenz oder das durch diese (unabhängigeren) Frauen herausgeforderte Infragestellen der eigenen Identität hat den Wunsch nach möglichen weiblichen Identifikationsfiguren wirksam verdrängt und bekämpft.

Die österreichische Nachkriegs(frauen)gesellschaft war zu heterogen, um Emanzipations- und

---

Demokratisierungschancen zu nützen. Die Fragmentierung der Gesellschaft entlang der Parteigrenzen, die Trennung nach sozialen Klassen, die Spaltung und Entsolidarisierung der Frauen als Konkurrentinnen am Arbeits- und Ehemarkt, begünstigten das Einschwenken auf biologistische Geschlechterkonzeptionen, die erneute Festigung sozialromantisch-katholischer Traditionen.

Die Spielräume für gesellschaftsverändernde Konzepte waren in den Nachkriegsjahren durch die äußeren und inneren Rahmenbedingungen eng. Die kurzfristige „Scheinhegemonie der Linken“ mündete in der keynesianischen Restauration des Kapitalismus unter sozialdemokratischer/sozialistischer Beteiligung – und schließlich in den restaurativen Gesellschaftsverhältnissen der 50er Jahre.

Die dennoch durch die krisenhafte Kriegs- und Nachkriegszeit ausgelösten Veränderungen in den Geschlechter- und Partnerbeziehungen sind subtiler und „privater“ und daher kaum mit den Methoden der Geschichtswissenschaft festzumachen. Hier bedarf es sozialpsychologischer Untersuchungen.

#### ANMERKUNGEN:

- 1 Erika Thurner: „Nach '45 war man als ‚Rote/Roter‘ auch ein Mensch.“ Der Wiederaufbau der Salzburger Sozialdemokratie nach 1945, Mat. zur Arbeiterbewegung 53, Wien/Zürich 1990; vgl. dies.: „Dann haben wir wieder *unsere* Arbeit gemacht“. Frauenarbeit und Frauenleben nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Zeitgeschichte (15) 9/10, Juni/Juli 1988, S. 403 ff.; Lebensgeschichtliche Interviews: Tonarchiv Karl-Steinöcher-Fonds, Salzburg (Interviewerinnen: Ingrid Bauer/Erika Thurner)
- 2 Vgl. Karin Berger: Die „innere Front“. In: Österreicher und der Zweite Weltkrieg. Hg. Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstandes und Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Sport, Wien 1989, S. 59 ff.
- 3 Fritz Weber, Österreichs Wirtschaft in der Rekonstruktionsperiode nach 1945. In: Zeitgeschichte (14) 7, April 1987, S. 289
- 4 Karin Berger: Die „innere Front“, S. 66 ff.; Florian Freund/Bertrand Perz, Industrialisierung durch Zwangsarbeit. In: NS-Herrschaft in Österreich 1938–1945. Hg. Emmerich Talos, Ernst Hanisch, Wolfgang Neugebauer, Wien 1988, S. 98 bzw. 105/106
- 5 SPÖ-Landesparteivertretungsprotokolle, Archiv Karl-Steinöcher-Fonds; vgl. auch Lisa Fischer: Maria Emhart. In: Die Partei hat mich nie enttäuscht. Österreichische Sozialdemokratinnen. Hg. Edith Prost. Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik 41, Wien 1989, S. 255 ff.
- 6 Interview PW, Bischofshofen

---

SIEGFRIED MATTL

## AUFBAU – EINE MÄNNLICHE CHIFFRE DER NACHKRIEGSZEIT

---

In den 50er Jahren erschien unter dem Namen „der aufbau, Fachzeitschrift für Planen, Bauen und Wohnen“ ein neues, gediegenes Blatt am Wiener Zeitchriftenmarkt. Dieses vom Stadtbauamt Wien herausgegebene Magazin hielt sich fern von der Öde, die architektonische Laien bei der Lektüre von Grundrissen, Fassaden und Konstruktionsplänen gemeinhin befällt. Technik und Material des neuen Bauens bildeten programmgemäß den Mittelpunkt. Doch der „Aufbau“ entfaltete eine soziologische Metasprache, die die Wandlungen in der Gesellschaft auf intelligente Weise einfaßte. Die Eröffnung eines Parkhauses am Neuen Markt in Wien verlor in diesem Kontext ihren trivialen funktionellen Charakter und entpuppte sich – zumindest im Rückblick – als Ikone einer in Motorisierung, Stahlbeton und Zeitökonomik aufgelösten Gemeinschaft. In einer historischen Lektüre erweist sich der Begriff „Aufbau“ über die pragmatische Bedeutung im Städtebau hinaus als Realmetapher für Lebensentwürfe der Nachkriegszeit. Demgegenüber unterspielt der Terminus vom „Wiederaufbau“, der herkömmlicherweise für die Jahre 1945 bis 1950/51 verwendet wird, die gesellschaftlichen Projektionen, die die materielle Rekonstruktion begleitet und – darauf will ich hinaus – geprägt und vielleicht auch erst ermöglicht haben.

Die Mentalität der Nachkriegsgeneration steht in einem paradoxen Gegensatz zur psychologischen

Disposition gegen Ende des Krieges. Das massenhafte Sterben ringsum und der Schrecken der nächtlichen Bombenangriffe, der Zusammenbruch der diktatorischen Ordnung und die Nachrichten vom Vorrücken der Front riefen einen orgiastischen Taumel hervor, in dem die bisherigen Ordnungen von Aufschub und Planung untergingen. Zwei sehr gegensätzliche, aber durch ihre radikale Offenheit verbundene Zeitzeugen, Thomas Bernhard und Dorothea Zeemann, stimmen darin überein, daß sich die Zeit umkehrte. Die über Generationen eingeschriebene Affektkontrolle wich einer schonungslosen Jagd nach augenblicklicher Erfüllung. Dorothea Zeemann hat diesem Gefühl mit den Worten Ausdruck verliehen: „Ich wollte leben, leben, leben.“ Diese Ökonomie der Verschwendung scheiterte nicht nur an den materiellen Zerstörungen des Kriegs, sondern auch (und sehr rasch) an den Zwangsmaßnahmen des demokratischen Staates. Das prinzipielle Loyalitätsverhältnis der Bevölkerung dieser restaurierten Macht gegenüber wurde allerdings weder durch strenge Bewirtschaftungssysteme von Energie und Lebensmittel, den Zwangseinsatz bei Aufräumarbeiten, die Währungsreform mit hohen Verlusten der einfachen Sparer, oder die Lohn-Preis-Abkommen erschüttert. Im Gegenteil: wer sich diesen Verpflichtungen zu entziehen suchte, hatte nicht nur mit gesetzlichen, sondern auch mit sozialen Sanktionen zu

rechnen. Volle Zustimmung fand deshalb selbst in der kommunistischen „Stimme der Frau“ eine der vielen Polizeirazzien in einem Wiener Nachtlokal – die hier genannte datiert aus dem April 1946 – bei der 200 Personen angehalten worden sind. Die arbeits-scheuen Burschen, hieß es, und die 53 Frauen zwischen 19 und 25 Jahren wurden auf den Franz-Josefs-Kai geführt, wo sie brauchbare Bauziegel aus den Hausruinen ziehen mußten.

Jenseits des Marshall-Planes und wirtschaftlich-technischer Rationalität gab sich die Gesellschaft ein neues Ideal. Die 40er und mehr noch die 50er Jahre sind von einer Heroisierung des Alltäglichen gekennzeichnet, die sich um die Fetischisierung der Produktion und der Arbeit herum entfaltete. Der Fetischcharakter der Produktion wird allerdings nicht so sehr in der industriellen Arbeit selbst deutlich, wo die industrial relations den Schein von Rationalität bewahrten, sondern in peripheren gesellschaftlichen Bereichen wie der Wissenschaft, der Pädagogik, der Medizin oder der Fürsorge. Dies läßt sich an zwei Beispielen, der Sozialarbeit und der Demographie, verdeutlichen.

Das Wiener Fürsorgesystem der Vorkriegszeit beruhte auf einer soziologischen Sicht der Gesellschaft. Materielle Notlagen wurden als Folgewirkung des Arbeitsmarktes betrachtet und objektiv in Form von normierten finanziellen Aushilfen beantwortet. Nach 1945 trat neben diese sogenannte „Umwelttheorie“ ein psychotherapeutisches Konzept. Das Prinzip des „case-work“ verstand materielle Not als Konsequenz des Verlustes der psychischen Arbeitsfähigkeit, die sie durch individuelle Therapie korrigieren wollte. Nicht die finanzielle Unterstützung stand im Mittelpunkt, sondern die Befähigung zur Selbsterhaltung. Neben der pragmatischen Ebene dieser Methode, die sich durchaus der „Umwelttherapie“ überlegen zeigen konnte, enthält sie diskursive Elemente, die die Gesellschaft nachhaltiger beeinflussen. Das Soziale, die Verantwortung der Gesellschaft für ihre eigenen Defizite, wird tendenziell eliminiert zugunsten der Zurichtung eines selbstverantwortlichen Wirtschaftssubjekts. Arbeitsfähigkeit wird zum Gradmesser devianten Verhaltens. Eine noch schärfere Ausprägung, in der die Arbeit noch mit einem trieb-ökonomischen Mantel umschlossen wurde, erhält dieses Modell in der Jugendfürsorge. Womit wir unserem engeren Thema näherrücken, denn die staatliche Fürsorge der Nachkriegszeit, die von einem polizeilichen Apparat oft schwer zu unterscheiden ist, widmete ihre Energie ganz besonders der von Prostitution und Geschlechtskrankheiten gefährdeten weiblichen Jugend. Die Herbarien weiblicher Charaktere, die von Fürsorgern, Psychologen und Medizinern dabei erstellt worden sind, bilden ein eigens zu würdigendes Nachkriegsphänomen. In Zusammenhang mit der Pseudogemeinschaft durch den „Aufbau“ soll dagegen den fürsorgerischen Praktiken vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Bei der Resozialisierung sogenannter „Soldatenbräute“, so wurden die jungen Mädchen genannt, die der Gelegenheitsprostitution mit Angehörigen der

Besatzungsarmeen nachgingen, bedienten sich die Psychologen der Arbeitstherapie. Durch die Studien des bedeutenden Wiener Jugendpsychologen August Aichhorn hatte sich bereits die Idee Bahn gebrochen, daß Prostitution ebenso wie die selbständige energische Berufstätigkeit bei Frauen auf eine beiden gemeinsame „abnorme Triebfixierung“ hinwies, nämlich die neurotische Identifizierung mit dem Vater und die Ablehnung der Identifizierung mit der eigenen Mutter. Mit der Zuweisung traditionell männlicher Arbeiten sollte die Abfuhr der fehlgeleiteten Triebenergie erreicht und, wie es hieß, eine Prävention gegen die latente oder manifeste Homosexualität dieser Klientinnen geschaffen werden. In diesen mythischen Reinigungsprozeß der Arbeit sollte dann das Übertragungsverhältnis zur betreuenden Fürsorgerin eingreifen und die Umlenkung auf, wie es hieß, „entsprechende Frauenarbeit“ vorbereiten.

Der Bedeutungsgehalt von Diskursen ist mehrschichtig. Daraus entstehen paradoxe Gegensätze. Die Disziplinierungsfunktion von Arbeit kann idiosynkratisch werden zur Natur, die den Frauen gleichzeitig zugeschrieben wird. Doch das konfligierte nicht mit dem Produktionsfetisch der Gesellschaft, sobald die Frau als Produktivkraft betrachtet und in ein ökonomisches Modell höherer Ordnung eingefügt wurde. Eine über die pragmatische therapeutische Zielsetzung der Umwandlung von Männer- in Frauenarbeit hinausgehende Brücke bot die Demographie, die es erlaubte, am ökonomischen Simulakrum festzuhalten und die Frauen als natürliches Kapital zu integrieren. Aus Zeitgründen verwende ich hier nur einen Text, der überdies der sozialdemokratischen Zeitschrift „Die Zukunft“ entnommen ist. Unter dem Titel „Bevölkerungspolitische Inventur“ werden hier 1948 die Stereotype der sogenannten „Menschenökonomie“ der letzten hundert Jahre positiv rekapituliert, die von staatlicher Eheförderung über Eugenik, Zwangssterilisation und Einschränkung der sozialen Indikation reichen. Die Gebärfähigkeit und -häufigkeit der Frauen figurierte als Variable des sozialen Kapitals. Im Zusammenhang mit dem kriegsbedingten „Frauenüberschuß“, der den Anstoß für diesen Text gegeben hat, findet sich eine Passage, die ich hier ausnahmsweise wiedergeben möchte; nicht wegen ihres Unterhaltungswertes, sondern weil sie die phantasmatischen Begleiter der sogenannten „rationalistischen“ Diskurse deutlich macht. Es heißt hier:

„der Frauenüberschuß zieht...eine gewisse verstärkte Werbung der Frauen um den Mann nach sich. Siegerin in diesem Kampf um das Männchen wird in vielen Fällen das sexueller betonte und energischere Weibchen sein. Nun scheint die Annahme nicht ganz von der Hand zu weisen, daß im Kindersegen aus Ehen, in denen die Frau dominiert, die Mädchen vorherrschen, so daß der Frauenüberschuß als Ursache seine weitere Vergrößerung als Wirkung nach sich zöge.“

Mechanische Eingriffe in die Geschlechterproportionen konnten so knapp nach Ende der nationalsozialistischen Eugenik nicht befürwortet werden, doch sollte sich die Gesellschaft zumindest um die Behe-

bung jenes Phänomens bemühen, daß männliche Säuglinge von höherer Sterblichkeitsrate bedroht waren als weibliche. Das Maschinen- oder Fabrikmodell, das in dieser „Inventur“ wieder zum Vorschein kommt, datiert bereits aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, es ist also keine originäre Erfindung der Nachkriegszeit. Doch während es bislang entweder in nationalistische Ideologien oder politische Utopien eingepaßt war, stand es nach 1945 in einem ökonomischen Dispositiv und wurde der Ökonomie nicht als Analogie gegenübergestellt, sondern in diese integriert. Die eben wiedergegebenen Passagen verstanden sich selbst als Absage an imperiale und völkische Motive der „Bevölkerungspolitik“ und als Metaökonomie eines durch Kriegsverluste und Invalidität bedrohten Sozialstaates.

Der totalitäre Umtrieb der Ökonomie läßt sich nur zum Teil aus den stofflichen Elementen des Wiederaufbaus erklären. Das Paradigma des Geschlechterkonflikts führt uns weiter an seine imaginären Quellen heran. Die Zerstörungen der Jahre 1943 bis 1945 trafen ja nicht nur Wohnhäuser, Fabriken und Kirchen, sondern auch die psychischen Ordnungen. Mit der Niederlage an der Front sind die beiden Pfeiler dieser Ordnungen, Patriarchat und Virilismus, zugrunde gegangen. Herbert Eisenreich, der literarische Wortführer der Kriegsgeneration, hat in seinem umfangreichen Romanfragment „Die abgelegte Zeit“ den sozialen Tod der Heimkehrer eindrücklich beschrieben. Seine männlichen Protagonisten scheitern in der Begegnung mit ihren selbstverantwortlich gewordenen Frauen. Die „Philosophie der Tat“, die sie an der Front gelebt hatten, ihr Heroismus, der sie aus der Enge des Lebens herausgeführt hatte, fand keine Grundlage mehr. Nur in der Erinnerung, in der Kriegserzählung, finden diese Helden ihre Sicherheit wieder, aber mit dem Untergang der „großen Mutter“ Armee fehlt die sie beständige Instanz. Das Leben verliert seinen Sinn, und ein Ersatz tritt in diese innere Leere. Der auffallende Charakterzug der Eisenreich'schen Romanfiguren – die zumeist aus Künstlerkreisen stammen – ist die penible Ordnung ihrer Schreibtische, Arbeitszimmer und Ateliers; nach Eisenreich der Versuch, der heillosen Welt ein selbstgestaltetes Modell, ein willkürliches Ideal entgegenzuhalten.

Diese Autopsie des Patriarchats wird von der klinischen Psychiatrie bestätigt. In der therapeutischen Arbeit mit Kriegsheimkehrern wurde die Beobachtung gemacht, daß die Angehörigen der höchst virilen Waffengattungen wie Luftwaffe, U-Bootflotten und Panzertruppen, die tiefsten Deprivationserscheinungen bis hin zu signifikant höheren Anteilen von Impotenz aufwiesen. Dem korrespondierte die neurotische Fixierung an die „gute Mutter“, als die sie die Armee begriffen. Eine Instanz, die für ihre vitalen Lebensinteressen sorgt, sie schützt und ihre atavistischen Handlungsweisen legitimiert. Die Therapeuten berichten von Projektionen der Kriegsgefangenen, in denen die eigenen Frauen zu Madonnen aufsteigen und die zwischenzeitlich 13, 14jährigen Söhne weiterhin als Kleinkinder phantasiert wurden. Die schroffe

Konfrontation mit den Realitäten löste die Neurosen nicht auf, sondern zwang die Kriegsheimkehrer in neue Fixierungen. Die Flucht in die Krankheit ermöglichte die Beibehaltung des infantilen Status des Frontkämpfers, da sie Frau und Kinder zur Übernahme der sorgenden und schützenden Rolle verpflichtete. Dann bildete auch der Ordnungsstaat eine Projektionsfläche für die enttäuschte Symbiose in der Armee. Die Phänomenologie der Nachkriegszeit wird aber nachhaltiger von einer dritten berichteten Fluchtmöglichkeit geprägt. Gerade die am tiefsten deprivierten ehemaligen Soldaten und Heimkehrer suchten im wirtschaftlichen Einsatz und Erfolg den Ersatz für ihre verlorene Virilität, die Ökonomie wurde für sie zum Libidoobjekt und war von einer signifikanten Frauenverachtung begleitet.

In einem Essay über die „Suche nach dem verlorenen Vater“ hat Friedrich Heer 1955 eine Typologie der Nachkriegsexistenzen gezeichnet. Die „Macher“ und die „Bosse“ seien an die Stelle der Väter getreten, die für Heer das immaterielle Erbe der christlich-patriarchalischen Ordnung Europas garantiert hatten. Statt Kultur, Ratio, Ideal und Ordnung stimulierten die neuen Typen des Wirtschaftswunders betäubenden Konsumerismus, Karrierismus, die Sucht nach schnellem Einkommen und eine a-politische Grundhaltung. Der massenindustrielle Pragmatismus zerstöre, und damit vollzog Heer einen parallelen Gedanken zu Herbert Eisenreich, die Ernsthaftigkeit, Tiefe und Leidenschaft im und für das Leben, wie sie die Zwischenkriegszeit noch gekannt habe. An einer abgelegenen Stelle seines Generationsromans spürt Herbert Eisenreich diesen Transformationen in der Welt der Dinge nach: die Serie habe das Original verdrängt, an die Stelle der philosophischen Tiefe des Werkes sei die Oberfläche der Dinge getreten, die nur noch in ihrer Kombination Leben vortäuschen könnten.

In den Rapporten zur Therapie der Heimkehrer ist ein analytischer Begriff aufgetaucht, der den philosophischen Ekel über die Oberfläche der Dinge relativieren könnte. In Zusammenhang mit der negativen ödipalen Situation, in der die parentifizierten Kinder den heimgekehrten Vater zu besorgen hatten, stieß man auf den Autismus als Heimkehrer-Syndrom. Nun gibt es in der Geschichte des Autismus den bemerkenswerten Fall des kleinen Joy, der rund um sein Bett aus verschiedensten Materialien eine Maschine konstruierte, mit der er exklusiv kommunizierte. Die Mensch-Maschinen-Beziehung kann also über den Werkzeugcharakter weit hinaus gehen und libidinöse Tönung erhalten. In den Dimensionen der Geschlechter-Anthropologie läßt sich die Maschine weiters als Produkt des parthogenetischen Drangs der Männer begreifen, von der komplementären Teilung zur Entmachtung der weiblichen Monopolstellung in der menschlichen Reproduktion fortzuschreiten. Die Verschmelzung der libidinösen Besetzung der Maschine durch den Autisten mit der anthropologischen Entmachtungsphantasie gibt eine verlockende spekulative These zum Verständnis der Nachkriegszeit ab. Sie erklärt die Erotisierung der Ding-

welt, die aus den Zirkeln der Futuristen und Ingenieure zum Markenzeichen der Massenkultur der 50er Jahre aufgestiegen ist und aus dem Spiel mit anthropomorphen Formen ihre Faszination gewonnen hat; sie erklärt die Erotisierung des privaten Maschinenparks; und sie erklärt das gleichzeitige Verschwinden der Erotik im öffentlichen Leben. (Nebenbei bemerkt zieht die Renaissance der 50er Jahre ihre Kraft vielleicht aus der paradoxen Kombination der Körperhaftigkeit von Nierentisch und Motorrad mit der amorphen Fettleibigkeit der politischen und wirtschaftlichen Leitfiguren.)

1954 befragte ein Wiener Lehrer 14jährige Hauptschüler über ihre Vorstellungen vom Leben mit 30. Die strukturierende Achse der gegebenen Antworten bestätigt die integrative Wirkung des ökonomischen Simulakrums. Diese Schüler gaben sich keinen Traumbildern hin, wenn man von ein paar Fußball-Professionals absieht, sondern definierten ihr Lebensziel von ökonomischen Tugenden aus. Sie wollten treu, fleißig und freudig in sicherer Lebensstellung arbeiten, wobei sie Pünktlichkeit als „besondere Zierde“ eines Arbeiters herausstellten. „Schwierigkeiten“ wollten sie meistern, und zwar durch Arbeit. „Funktionslust“ und „Erfolgsfreude“ waren die Motive eines alles andere überschattenden „Arbeitsenthusiasmus“, wie es in der Zusammenfassung dieser Studie hieß. Dem entsprach die energische Verwerfung von Toto und Lotto als die zeitgenössisch kräftigsten Symbole für nicht-arbeitsbezogene Lebenspläne. Das Briefmarkensammeln entpuppte sich als charakteristisches Massenphänomen und galt gemeinsam mit einem heftig beteuerten Sparen als ökonomische Schule der Jugendlichen. Diese Schule wiederum hatte ein feines Gliederwerk. Das Zukunftswerk der 14jährigen folgte einem Stufenbau, in dem die Erstanschaffung eines Motorrades der Erwerb einer Wohnung, eleganter Kleidung und eines Hauses mit Garten folgte. Dies als Vorleistung zur Familiengründung (der Ort von Glück), die zum Erwerb einer Hausfrau überleitete. Politische Parteien und Engagement stießen auf massive Ablehnung.

Im Blick auf derart strukturierte private Strategien läßt sich „Aufbau“ nicht als Summe materieller Produktion verstehen, sondern als Code, der Ökonomie, Soziales und Politik verknüpft. Die klassische Entgegensetzung von ziviler Gesellschaft und Staat löst sich darin auf. In der Praxis verankern sich die politischen Parteien nach 1945 nicht durch Programme, sondern durch ein Klientelwesen, in dem Wohnungen, Arbeitsplätze und Karrieren verteilt werden. Die Verstaatlichung großer Teile der Industrie suggeriert einen Machtverlust des Kapitals und einen Automatismus sozialer Gleichheit. So entsteht, von der Besetzung durch die vier alliierten Mächte bekräftigt, ein geistiges Vakuum. Die verstreuten intellektuellen und künstlerischen Avantgarden fallen unter der Repressionskraft dieser Leere oder jener der Polizei; Utopien gehen in einer retrograden Moral unter, die in die Zuständigkeit der machtvollen, wiedererstarkten katholischen Kirche gebracht wird. „Wirtschaft“

wird zur magischen Formel, die auch die Hypotheken des Nationalsozialismus und des Krieges löschen soll. So tritt der Sozialist Anton Tessarek gegen Polizeimaßnahmen zur Belehrung noch junger nationalsozialistischer Symphasianten ein und statt dessen für die Einrichtung „wirtschaftlicher Voraussetzungen“, die neue seelische Dispositionen schaffen.

Die männliche Existenz konnte völlig in der neurotischen Fixierung auf das ökonomische Modell aufgehen. Für die Frauen stellte sich die Situation anders dar. Zunächst auf pragmatischer Ebene: die geschlechtsspezifische Diskriminierung in Berufspositionen und Entlohnung, die Versorgung der Familie mit Lebensmitteln, die gesetzlichen Benachteiligungen sind bekannt und Gegenstand zahlreicher Erörterungen gewesen. Neben diesen äußeren Faktoren könnten aber psychologische Momente im Spiel sein, die den Frauen den Zugang zu einem produktionszentrierten Lebensprogramm verunmöglichten. Eine Ahnung von einem ganz anderen Weltordnungs-Phantasma als jenem der penibel geschichteten Bleistifte, gestapelten Platinen oder pyramidalen Bilanzsummen geben die solitären Dialoge zwischen Nachkriegsfrauen und ihren Kindern. Vor einigen Monaten publizierte ein Wiener Fotograf in einer deutschen Wochenschrift ein Gespräch mit seiner Mutter, das wegen seiner Dichte und Intimität nicht als Beleg einer Theorie, sondern nur als Anstoß zur Weiterung unserer Überlegungen dienen kann. In diesem Gespräch zwingt der Sohn seiner Mutter das Geständnis ab, aus einer Vergewaltigung in den letzten Kriegstagen gezeugt worden zu sein. Zwischen der anfänglichen Verweigerung überhaupt darüber zu sprechen, und der Legitimation ihrer Entscheidung, dieses Kind trotz des Angebotes eines Arztes eine Abtreibung durchzuführen, zur Welt zu bringen, wird transparent, daß sie dies als ihre einzige, aber letztlich alles andere und alle anderen überragende Macht betrachtet in einer Welt, die sie eben als roh und tierisch erfahren hat müssen – im Anblick der von den Panzern zermalzten Menschenleiber, gefolterter KZ-Insassen, vergewaltigter Mädchen und Frauen.

Das Madonnen-Phänomen zählt zu den häufigsten Problematisierungen innerhalb der Suche der Nachkriegsfrauen nach ihrem Ort in der Gesellschaft. Das Trauma lebenslanger Einsamkeit und damit verbundener Kinderlosigkeit wurde als Ursache von Entsolidarisierungsprozessen wahrgenommen und als sozialer Tod. Die kompensatorischen Strategien der Nachkriegsfrauen wurden, wie ihnen vorgeworfen worden ist, konservativ. Die „Verallgemeinerung des bürgerlichen Lebensstils“, die erst nach 1945 Platz gegriffen hat, ist ohne die aktive Teilnahme der Frauen nicht denkbar. Auch die parallel zu den vorher präsentierten Umfragen unter Schülern bei 14jährigen Hauptschülerinnen durchgeführte Umfrage im Jahr 1954 bestätigte die restaurative Grundstimmung. Die Lebenspläne der Schülerinnen zentrierten sich um die häuslich-mütterliche Sphäre, die Familiengründung wurde vom überwiegenden Teil der Befragten als eigentliche Lebenserfüllung gesehen,

---

die Berufstätigkeit als ambitionsloses Zwischenstadium betrachtet.

Vielleicht wird man den Verhaltensformen der Nachkriegsfrauen gerechter, wenn man sie in die lange Geschichte des von Christina von Braun analysierten parthenogenetischen Kampfes stellt. Die Kultur- und Zivilisationsgeschichte offenbart sich als Hervorbringung von „Zweiten Realitäten“, von Kunst-Körpern, Kunst-Naturen, Kunst-Geschlechtern, die die schöpferische Differenz zwischen den Geschlechtern in ein Monopol des Mannes auf das Sexualwesen (als Metonym des lebensspendenden Prinzips) bewerkstelligt. Aus den Riten, mit denen die Männer in „Kalten Kulturen“ diese Expropriation garantieren, sind Maschinen und Institutionen geworden. Die existenzielle Verschreibung an die dringlichen Formen des „Aufbaus“, an den Fetisch der Produktion, hätte die Frauen völlig unter das Gesetz der technisch-maschinellen Welt gestellt, die als Referent dieses männlichen Selbstschöpfungsprozesses fungiert hat. Das Akzeptieren der gesellschaftlichen Rolle als Hausfrau und Mutter, des kompletten Repertoires an künstlichen Figuren der passiven, repetitiven, privaten Natur der Frau, entspränge dann einer Dilemma-Situation zwischen Kapitulation und Komplizenschaft, in der der Kapitulation der Vorzug gegeben wurde, um einen Rest an Differenz zum Mann zu wahren. Die uns heute befremdende Rückverwandlung des Pionierwesens der „Trümmerfrauen“ in pflegeleichtes Bedienungspersonal

stützte sich nicht bloß auf das tradierte Arsenal von Diskriminierungsstrategien, sondern auch auf die drohende Auflösung der imaginierten Macht der Frauen. Erst die technisch vollzogene Trennung von Sexualität und Fortpflanzung in den 60er Jahren hat den Anstoß gegeben zu einem radikalen Bruch mit dieser Imagination, indem sie die biologischen Grundlagen dieses Verkennungsprozesses zerstört hat und die Frauen zu einer Neubestimmung zwang, die von den symbolischen Ordnungen der Geschlechter ausging.

#### QUELLEN UND LITERATUR:

Christina von Braun: NICHT ICH. Logik Lüge Libido, Frankfurt/Main 1988

Herbert Eisenreich: Die abgelegte Zeit, Wien 1985

Alois Eder: Wenn ich dreißig Jahre alt sein werde, in: Wiener Archiv für Psychologie, Psychiatrie und Neurologie, IV. Bd., 2. Heft, Juni 1954; 3. Heft, September 1954; V. Bd., 1. Heft, März 1955

Friedrich Heer: Auf der Suche nach dem verlorenen Vater, in: Magnum, Heft 8/1955-56

H. Hoff/R. Schindler: Die psychohygienische Aufgabe im Heimkehrerproblem, in: Wiener Medizinische Wochenschrift, 27. Oktober 1956

H. Hoff/E. Ringel: Die sogenannte Soldatenbraut. Über eine besondere Form weiblicher Gefährdung in unserer Zeit, in: Wiener Archiv für Psychologie, Psychiatrie und Neurologie, II. Bd., 1. Heft, März 1952

Die Sexualität des Heimkehrers. Beiträge zur Sexualforschung, 11. Heft, Stuttgart 1957

Stimme der Frau, 27.4.1946

Zukunft, Juni 1948, Oktober 1948

---

## IRENE BANDHAUSER-SCHÖFFMANN / ELA HORNING

### VON MYTHEN UND TRÜMMERN

#### Frauen im Wien der Nachkriegszeit

---

#### ZWEI OPFERMYTHEN

Lebensgeschichten von „Trümmerfrauen“ wurden auch in der Frauenforschung vielfach unkritisch behandelt, sodaß der Eindruck, hier werde in der Stillierung von Frauen der Wiederaufbaugeneration zu „Heldinnen“ Identifikationsgeschichte betrieben, nicht zu unrecht entstand. Symptomatisch für diese Art der Geschichtsschreibung ist das Beginnen im Jahr 1945, als gäbe es die Stunde Null, als gäbe es keine Vorgeschichte im Nationalsozialismus. Für österreichische „Trümmerfrauen“, über die – verglichen mit deutschen – immer noch sehr wenig geforscht wurde<sup>1</sup>, ist nicht nur der (von der Frauenforschung mitproduzierte) Mythos von der „Gnade der weiblichen Geburt“ und den Frauen als Opfer des Faschismus relevant, sondern gleichsam ein doppelter Opfermythos: Denn die Österreicher/innen

waren (sind?) sich darin einig, das erste Opfer des Nationalsozialismus gewesen zu sein und wurden darin jahrelang durch eine großkoalitionäre Geschichtsschreibung bestärkt.<sup>2</sup> Nicht durch einen breiten antifaschistischen Widerstand, sondern erst durch die Niederlage der deutschen Wehrmacht vom Nationalsozialismus befreit, konnte in Österreich kein nationales antifaschistisches Selbstbewußtsein entstehen. Kultiviert wurde statt dessen die Opferrolle und das Leugnen einer Mitverantwortung am Nationalsozialismus. (Exemplarisch dafür steht die Weigerung Österreichs, Wiedergutmachungszahlungen an jüdische Opfer zu leisten.)

Für Frauen war es doppelt leicht, sich aus der Verantwortung zu stehlen, weil ihre Mithilfe an der nationalen-sozialistischen „Heimatfront“ eine scheinbar unpolitische Tätigkeit war. Auch heute haben die meisten Frauen über die Militarisierung und Funktio-

nalisation der Hausarbeit, die durch BDM, NSF, DFW und NSV organisiert wurde, kein Bewußtsein. Die Hilfsleistungen der Frauen im „Hinterland“ – letztendlich genauso kriegswichtig wie der Einsatz der kämpfenden Männer –, zog nach Kriegsende keine kollektiven Bearbeitungsmuster nach sich. Während es bis heute in Kameradschaftsbünden und am Stammtisch Orte für ein gesellschaftlich akzeptiertes, kollektives Erinnern gibt, wo Männer unter Ausblendung ihrer Ängste Kriegserlebnisse als Heldenmythen stilisieren, bot die Nachkriegsgesellschaft für Frauen keinerlei Bearbeitungsmuster, weil ihre Arbeit im nachhinein nicht mehr als kriegswichtig begriffen wurde. Daß die nachfaschistische Gesellschaft – im Unterschied zum Nationalsozialismus – die weibliche Mithilfe am Krieg ignorierte, führt einerseits dazu, daß Frauen in ihren Erinnerungen diese Tätigkeiten nicht glorifizieren können, andererseits erlaubt dieses Vergessen auch ein Vergessen ihrer Mitverantwortung.

Frau A.<sup>3</sup>, eine typische Vertreterin der Wiederaufbaugeneration, die sich nach dem Krieg jung und erfolgreich ein Leben aufbaute, sagt:

„Zurückschauen war ja nicht gar so schön. Und wenn man nicht nach vor geschaut hätte, dann wär ja der Wiederaufbau gar nicht so vorangegangen. Da hätte man sich ja selbst Ketten angelegt.“

Auch in der Frauenforschung wurden Mitverantwortung und Mitschuld der Frauen bis vor kurzem zu wenig betrachtet. So entstand das unreflektierte Bild der „Heldinnen des Wiederaufbaus“, die nur danach gefragt wurden, wieso sie „ihre“ Stunde nicht besser genützt haben, wieso sie aus der Abwesenheit der Männer und ihrer Zuständigkeit für die zur Überlebensarbeit erweiterten Reproduktionsarbeit nicht mehr Kapital geschlagen haben. Erst im Zuge einer breiten Diskussion um den plakativen Begriff der „Mittäterschaft“ wurde auch am Image der „Trümmerfrauen“ gekratzt.<sup>4</sup> Die feministische Kritik an ihnen umfaßt im wesentlichen zwei Punkte: daß sie nur aufgeräumt hätten, anstatt innezuhalten, und daß sie zu wenig aufgeräumt hätten, nämlich nur den Bombenschutt, nicht aber den Schutt des Dritten Reiches.

Moralisierend, generalisierend und selten fixiert auf das Bild einer putzwütigen bzw. faulen Hausfrau muß diese Kritik ins Leere gehen. Anzumerken bleibt noch, daß auch für Deutschland, wo sich schon 1983 auf der Historikerinnen-Tagung eine eigene Sektion „Nachkriegszeit“ gebildet hatte, kaum empirische Arbeiten vorhanden sind, die die faschistische Vorgeschichte von „Trümmerfrauen“ miteinbeziehen. Bisher wurde auch die Methode der Oral History kaum genützt, um Kontinuität in den Lebensgeschichten von Frauen herauszuarbeiten.

#### INTERVIEWS MIT „TRÜMMERFRAUEN“

Der Wiederaufbau-Mythos, daß es in der Nachkriegszeit allen gleich schlecht gegangen sei, läßt sich nicht aufrecht erhalten. Selbstverständlich lassen sich schichtspezifische Unterschiede, die allerdings

in der unmittelbaren Nachkriegszeit weniger auf der Höhe des Erwerbseinkommens als auf die Verfügbarkeit über Sachwerte basierten, konstatieren. Die in unserem Forschungsprojekt „Frauen im Wien der Nachkriegszeit“<sup>5</sup> interviewten Frauen kommen aus allen Gesellschaftsschichten, da wir durch kontrastiven Vergleich Einblick in schichtspezifische Verarbeitungsmuster bekommen wollten und überprüfen wollten, ob es z.B. durch Ausbombungen zu Milieuwechsel kam. Allerdings war die schichtspezifische Differenzierung nicht unser einziges Kriterium zur Erstellung des Samples, denn mindestens ebenso wesentlich erschien uns die Unterscheidung nach dem Alter.

Das Sample umfaßt drei Altersklassen, die jedoch in ihren Übergängen fließend zu verstehen sind. Die Differenzierung basiert auf folgenden Überlegungen:

#### 1. Jahrgänge vor 1914:

Bei Kriegsende waren die Frauen dieser Jahrgänge mindestens 30 Jahre alt, d.h. sie waren 1945 schon erwachsene Frauen. Die meisten hatten bereits vor Kriegsbeginn Berufserfahrung gesammelt, geheiratet und falls sie Kinder hatten, diese vor oder in den Anfangsjahren des Krieges geboren. Da diese Frauen meist bereits vor Kriegsbeginn Erfahrungen mit Ehe und Familie hatten, gelang es ihnen nach Kriegsende mit höheren Erfolgchancen an ihrer bisherigen Lebenskonstruktion anzuknüpfen als den jüngeren Frauen. Diese älteren Frauen trugen sowohl im Krieg als auch in der Nachkriegszeit bereits Verantwortung für eine eigene Familie.

Wenn sie Kinder hatten, so waren diese vor oder zu Kriegsbeginn geboren worden, kannten also ihre Väter als reale Personen und nicht nur von Fotos und aus Erzählungen der Mütter, was bei Kriegsende die Integration der aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrenden Männer in die „Mütterfamilien“ erleichterte.

Auf Grund ihres Alters kamen diese Jahrgänge nicht mehr für den Arbeitsdienst in Frage und waren dem organisatorischen Zugriff des Nationalsozialismus nicht mehr direkt ausgesetzt. Ein eventuelles Engagement bei NS-Frauenschaft, NSV etc. beruhte weitgehend auf eigener Entscheidung als erwachsene Frau und ist daher mit der Einbindung der jüngeren Jahrgänge in BDM und RAD nicht vergleichbar.

Auch wenn ihre Männer im Krieg gefallen waren, berührte diese Altersklasse der „Männermangel“ in der Nachkriegszeit kaum; Vergnügungen und Kontakte mit Besatzungssoldaten kamen für sie auf Grund ihres Alters und ihren familiären Einbindung kaum in Frage.

Wesentlich für diese Altersgruppe ist auch die Erfahrung von Hunger und Mangel in der Kindheit während des Ersten Weltkrieges. Dieses Wissen ist ein Erfahrungsschatz, der die Überlebensarbeit nach dem Zweiten Weltkrieg erleichterte, und diente als Basis eines in den Interviews immer wieder angelegten Vergleichs zwischen der Versorgungssituation nach bzw. im Ersten und Zweiten Weltkrieg.

## 2. Jahrgänge von 1914 bis 1925:

Diese Jahrgänge, die 1945 junge Frauen waren, erlebten ihre Jugend unter den ungünstigsten Verhältnissen des Nationalsozialismus und des Krieges. Sie waren zwar meist für die Jugendorganisationen zu alt, wurden aber vom Reichsarbeitsdienst (RAD) und Dienstverpflichtungen erfaßt, wobei sich bestätigte, daß sich Frauen aus der Oberschicht leichter der Dienstverpflichtung entziehen konnten, als Frauen aus anderen Schichten.

Die Frauen dieser Jahrgänge waren meist noch in die elterliche Familie integriert und die altersgemäße Loslösung wurde durch die in Kriegs- und Nachkriegszeit bestehenden familiären Reproduktionsnotgemeinschaften verzögert. Durch den Schutz der Herkunftsfamilie und durch die altersbedingte Unbekümmertheit konnten sie trotz allem gewissen jugendlichen Vergnügungen in der Kriegs- und Nachkriegszeit nachgehen. Diese Jahrgänge hatten verglichen mit den älteren Jahrgängen in weit geringerem Ausmaß eine von der Herkunftsfamilie abgelöste Lebenskonstruktion. Sie hatten weniger Erfahrungen in Erwerbsarbeit bzw. mit Ehe und eigener Familie machen können.

Auch wenn sie bereits geheiratet hatten und während des Krieges eine Familie gegründet hatten, waren sie noch stärker als die älteren Jahrgänge an die Herkunftsfamilie gebunden. Die verheirateten Frauen dieser Jahrgänge konnten durch die Abwesenheit der Männer kaum Erfahrung im ehelichen Zusammenleben machen; daher kam es in der Nachkriegszeit bei vielen Paaren dieser Kohorte zu Krisen in Ehe und Partnerschaft und zu Konflikten mit Kindern, die ihre Väter oft nur von Fotos und aus idealisierten Erzählungen ihrer Mütter kannten.

Vom "Männerangel" waren nicht nur die ledigen Frauen dieser Jahrgänge stark betroffen, sondern auch diejenigen verheirateten Frauen, deren Ehen mit Kriegsende in Brüche gegangen waren.

## 3. Jahrgänge nach 1925:

Diese Frauen waren bei Kriegsende 20 Jahre oder jünger, hatten meistens noch keine eigene Familie gegründet und waren in ihre Herkunftsfamilie integriert. Die Frauen dieser Jahrgänge waren, weil sie während des NS-Regimes zur Schule gingen und ihre Berufsausbildung absolvierten, dem propagandistischen Zugriff des Staates mehr als die älteren Jahrgänge ausgesetzt. Zusätzlich wurden sie als Kinder bzw. Jugendliche in den NS-Organisationen erfaßt und organisiert.

Diese Kohorte interessierte uns bisher auf Grund der besonders starken NS-Sozialisation, die einer spezifischen Analyse bedarf, weniger.<sup>6</sup>

Die Frauen unseres Samples waren, bis auf wenige Ausnahmen, nicht in politischen Parteien organisiert, sondern Frauen, die sich selbst als „unpolitisch“ bezeichneten und sich damit in Distanz zum Nationalsozialismus setzen wollten. Gerade diese Frauen zeigen aber in ihren Erzählungen, bis in welche Schichten ihrer Erfahrungen Antisemitismus, na-

tionalsozialistische und rassistische Ideologien hineinreichen.

Den offenen biographischen Interviews, die von den Interviewpartnerinnen eigentätig periodisiert wurden und meist mit Erzählungen über die frühen 60er Jahren endeten, folgte ein themenzentrierter Nachfrageanteil.

Die transkribierten Interviews werden nach zwei Methoden ausgewertet:

a) Themenzentrierte Querschnittauswertung zur alltäglichen Praxis des Lebens und Überlebens in der Nachkriegszeit und zu typischen Ideologmen in den Erzählungen;

b) Auswertung mit biographietheoretischem Ansatz, um Brüche und die subjektiven Erfahrungen in ihrer lebensgeschichtlichen Bedeutung und langfristigen Auswirkungen zu untersuchen.

## DAS KRIEGSENDE IN DEN ERZÄHLUNGEN DER FRAUEN

Das Kriegsende bedeutete das Ende der unmittelbaren Lebensbedrohung durch Bomben, die seit 1943 zum Alltag der Wiener Zivilbevölkerung gehören. Die direkten militärischen Kampfhandlungen in Wien, die am 5. April begannen, waren aber im Vergleich zu den täglichen Luftangriffen noch eine Steigerung, denn sie brachten den Einbruch der Front in die Lebenswelt der Frauen.

Wie können Frauen über diese letzten Tage des „Dritten Reichs“, die sie in ständiger Lebensangst in den Luftschutzkellern verbrachten, erzählen? Für Frau B. (bei Kriegsende 24 Jahre alt) bieten z.B. triviale Filmbilder, „Ich hab es so erlebt, so ähnlich wie Scarlett O'Hara in ‚Vom Winde verweht‘“ und „da war es wie im ‚Dr. Schiwago‘“, eine Möglichkeit, Ängste zu verbalisieren. Mit Hollywoods Bildersprache kann

### KLEIDERSORGEN

Wie modernisieren Alles

Sehen Sie sich doch einmal unsere praktischen Vorschläge an, wie man aus Resten, aus zweiter Material Neues zusammenstellen



sie die schreckliche Realität erhöhen und sie damit gleichzeitig von sich wegrücken. Auffällig ist weiters, daß sie im Verlauf des Interviews nie von ihren eigenen Ängsten erzählt, sondern diese auf ihre Mutter verschiebt. Sie repräsentiert damit den Erzählertypus, der Ängste auf eine andere Ebene und Person schiebt, um das Erlebte überhaupt erzählbar zu machen. Bei mehreren Frauen haben wir den Eindruck, daß diese Erlebnisse „abgesperrt“ (Erdheim) oder verdrängt sind, sodaß sie bis heute nicht in der Lage sind, die damals erlebte Todesangst nur irgendwie zu verbalisieren.

Als Befreiung wird der militärische Zusammenbruch des NS-Regimes vom überwiegenden Teil der Frauen nur im Sinne einer Befreiung von Todesangst und Bombennächten erlebt. Auf die Frage nach dem Kriegsende wird von den meisten Interviewpartnerinnen mit Erzählungen von „den Russen“ geantwortet. Typisches Beispiel für diesen Verlauf des Kriegsendes ist der lakonische Bericht von Frau C., geboren 1914: „Ende April war der Krieg aus, und da haben wir ja dann die Russen gehabt.“

Was Befreiung für eine Frau bedeuten konnte, die jahrelang in Todesängsten verbrachte, schildert die damals 42jährige Frau D., eine Jüdin, die als U-Boot jahrelang bei einer Bekannten versteckt lebte:

„Na, das war ein Gefühl man ist frei! Ich brauch mich nicht fürchten, daß mich jetzt wer packt, oder wer einsperren tut, oder mich umbringen tut. Das war alles weg momentan. Also hat man dieses Elend, das man vorgefunden hat, hat man anders, hat man leichter genommen. Weil man die Freiheit gehabt hat. Das war schon ein Gefühl, das kann man in Worten nicht sagen. Auf einmal frei zu sein, nicht mehr abhängig sein, und zittern und beben.“

Frau D. erinnert sich, wie sie das erste Mal nach Jahren die Wohnung wieder verlassen konnte:

„Wie ich das erste Mal heruntergegangen bin, war niemand auf der Gassen, kein Mensch. Das werd ich nie vergessen, drei Uhr früh war das, und man hat gehört schießen, und auf einmal hat die Frau, die mich versteckt hat, gesagt, ‚Das werden die Russen sein‘, und ich hab zu ihr gesagt, dann soll sie so lieb sein, und mir aufsperrn, ich will runtergehen. Ich war nicht zu halten, ich wollte schon runtergehen, um drei Uhr früh bin ich runtergegangen, und da war kein Mensch unten. Und ich hab auch niemanden gesehen von den Russen. Und dann bin ich wieder herauf. Aber wie sie gesagt hat, das sind nicht mehr die Nazis, das sind schon die Russen, ‚Die Russen sind da‘. Das war für mich alles. Da haben die Nazis nichts mehr machen können.“

Frau D. gehört zu den rund 600 Personen, die als U-Boote in Österreich überlebt haben. Ihre Geschichte stellt daher etwas ganz Besonderes dar.

Auf der Seite der Täter stand die verwitwete Frau E., die bei Kriegsende 50 Jahre alt war. Sie war Nationalsozialistin, Abteilungsleiterin im Gauamt für Volkstumsfragen. Für sie ist das Reden über das Kriegsende ein Reden über den Zusammenbruch ihrer Lebenskonstruktion. Auf die Frage, wie sie das Kriegsende erlebt hat, sagt sie zunächst: „Weiß ich gar nicht mehr.“ Daran sieht man, wie sehr sie diesen biographischen Einschnitt verdrängt hat. Für sie war

1945 ein persönlicher lebensgeschichtlicher Bruch, insofern als sie durch die Auflösung des Gauamtes ihre Existenzgrundlage verlor. Sie schildert dann das Kriegsende folgendermaßen:

„Die ganze Gauleitung hat sich aufgelöst. Da sind die ganzen Angestellten der Gauleitung, da sind wir alle nach Zwettl gefahren. Und da hat der Gauleiter alle ihres Eides entbunden, und damit war es aus. Der Gauleiter hat sich erschossen. War ein sehr netter Mensch. Dann hat sich halt jeder irgendwie abgesetzt.“

#### BEISPIELE FÜR LEBENSGESCHICHTLICHE BRÜCHE

Die oben erwähnte Frau E., der die Rede stockt, wenn sie über das Kriegsende zu erzählen ansetzt, ist ein gutes Beispiel dafür, wie aus der Veränderung der politischen Verhältnisse ein lebensgeschichtlicher Einbruch folgt. Sie verlor ihren Job, die arisierte Wohnung und floh nach Westösterreich. Mit Gelegenheitsjobs brachte sie sich durch, sie war krank, ohne Wohnung und mit über 50 Jahren nicht mehr in der Lage, sich neu zu orientieren. Ein ehemaliger Nationalsozialist verhalf ihr schließlich zu einem Platz in einem Altersheim, dort konnte sie als autoritäre Leiterin diverser Handarbeitsgruppen wieder Fuß fassen.

Frau E. repräsentiert einen Typus, bei dem es äußerlich zu einem massiven Bruch kommt, doch nicht zu einem der NS-Lebensanschauung. Bis heute hält sie z.B. an der Auschwitzlüge fest, ihr Antisemitismus ist ungebrochen. Frau E., die aus einer deutsch-nationalen Familie stammte, erst im Nationalsozialismus beruflich Karriere machte und sozial aufstieg, konnte 1945 den äußeren Bruch nicht mehr nützen, um sich ideologisch neu zu orientieren.

Der lebensgeschichtliche Bruch, der bei Frau E. durch das Ende des NS-Regimes hervorgerufen wurde, erfolgte bei Frau F., deren Lebenskonstruktion nicht direkt an den Nationalsozialismus gebunden war, durch die Kriegsfolgen. Für Frau F. (Jahrgang 1904) brach 1945 eine Welt zusammen, weil ihr Mann vermißt, ihre Wohnung total zerbombt war und die mittellose Verwandtschaft aus dem Sudetenland bei ihr Hilfe suchte. Sie hatte kein familiäres Netz, das tragfähig gewesen wäre, sie vor dem sozialen Abstieg zu bewahren.

„... es war ja alles kaputt, die Oper, die Burg, das war alles kaputt. Ja, und wie wir dort vorbeigehen, ist dort ein Zettel auf so einer Holzwand, und da steht: ‚Näherin wird sofort aufgenommen, Zusatzkarte und Werksküche‘. Jetzt hab ich gesagt: ‚Paß auf Elli (= ihre Schwägerin), da geb ich euch meine Lebensmittelkarte, nehm die Stelle an, und wenn mein Mann kommt, der wird das schon regeln.“

Sie wurde Näherin in einem von Sowjets, später von Engländern besetzten Nobelhotel. Attraktiv war diese Stelle nicht nur wegen der Werksküche, sondern auch weil Frau F. im Hotel wohnen konnte; da ihr Mann nicht aus der Gefangenschaft zurückkehrte, arbeitete sie bis zur Pensionierung als Wäschebeschleüßerin. Den sozialen und beruflichen

Abstieg, kompensiert Frau F., die eine Kunstgewerbeschule absolviert und vor der Ehe in den Wiener Werkstätten gearbeitet hatte, mit ausführlichen Erzählungen, welche Aristokraten in dem Hotel abgestiegen seien. Nach der Ausbombung bewohnte sie nie wieder eine eigene Wohnung, sondern übersiedelte aus ihrem Zimmer im Hotel in ein Pensionistenheim.

Die hier geschilderten lebensgeschichtlichen Brüche machen sich an der äußeren Lebenswelt fest, nicht am Bruch mit der nationalsozialistischen Ideologie. Es sind Extrembeispiele aus den von uns durchgeführten Interviews.

Bei den meisten der interviewten Frauen kommt es 1945 nicht zu so weitreichenden lebensgeschichtlichen Brüchen, weil 1) die Lebenskonstruktion der meisten Frauen unseres Samples nicht, wie der von Frau E., repräsentierte Typus, bewußt an den Nationalsozialismus gebunden war und weil 2) in den meisten Fällen die familiären Netze die Folgen einer Ausbombung etc. auffangen konnten.

Während das Kriegsende für alle Männer, die in die Wehrmacht eingezogen worden waren, einen lebensgeschichtlichen Bruch bedeutet, haben Frauen nicht dieses kollektive Erlebnis, das der Verlust der militärischen Struktur und der Zusammenbruch ihrer soldatischen Lebenskonstruktion mit sich bringt. Im Gegensatz zu soldatischen Männern, die das Bewußtsein "Wir haben den Krieg verloren" sprachlich zum Ausdruck bringen, formulieren Frauen meistens „Der Krieg ist verloren“. Abgesehen davon, daß ihre Mitarbeit an der „Heimatfront“ eine andere Qualität hatte, in anderen Strukturen verlief und auch weniger Todesopfer forderte als der Einsatz an der Front, erklärt sich dieser Unterschied so: Frauen haben über ihre kriegswichtige Arbeit (in der Übernahme der vorher mit Männern besetzten Arbeitsplätze und ihrer Reproduktionsarbeit) kein Bewußtsein. Sie nehmen ihre Mitarbeit nicht als Mitverantwortung wahr und sind daher vom Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes anders betroffen als die in die Deutsche Wehrmacht integrierten Männer, die – wie Gabriele Rosenthal dargestellt hat<sup>8</sup> – durch das äußere Ereignis der Niederlage der deutschen Truppen einen kollektiven lebensgeschichtlichen Bruch erleben und denen sich damit eine größere Chance zu einer Neuorientierung bietet. In Hinblick auf die Bedeutung des Kriegsendes sind also weibliche Biographien wesentlich differenzierter zu betrachten und sind nicht mit der männlichen Kriegsgeneration ident zu setzen.

#### TYPISCHE ERZÄHLFIGUREN

Um bestimmte Erzählstrukturen und kollektive Muster in den Erinnerungsinterviews herauszuarbeiten, haben wir in den transkribierten Interviews nach typischen Erzähltopoi gesucht. Wir beschränken uns im folgenden auf eine „Querschnittsauswertung“ (Fuchs) der Interviews, wobei aber die Textstellen immer unter Berücksichtigung des biographischen

Sinnzusammenhangs ausgewertet wurden. (Erzählungen über die Nachkriegszeit sind seriöserweise überhaupt nur unter Einbeziehung der Vorgeschichte im Nationalsozialismus verständlich.)

Das unreflektierte Heldinnenbild über die Nachkriegsfrauen konnte nur unter Ausblendung ihrer Lebensgeschichte im Nationalsozialismus und unter Ignorierung des Fortbestehens nationalsozialistischer und rassistischer Ideologeme in den Erzählungen über die Nachkriegszeit geschaffen werden.

#### 1. Wissen und Mitverantwortung

Die Interviews wurden alle nach dem „Gedenkjahr 1988“ und der „Affaire Waldheim“ geführt. Unseres Erachtens ist der Zeitpunkt der Interviews mit ein Grund für die Anbringung von Rechtfertigungen, in denen die Interviewpartnerinnen von sich aus – ohne von uns explizit danach gefragt worden zu sein – Gründe angaben, wieso sie damals „nichts wissen“ konnten. Bei Frauen, die nichts vom Nationalsozialismus verfolgt oder Gegnerinnen waren, finden wir stereotype Muster: Den wiederkehrenden Aussagen, daß sie „nichts gewußt“ hätten, stehen unreflektiert und unverbunden detaillierte Schilderungen gegenüber, die Wissen belegen. So sagt z.B. Frau G., Jahrgang 1904 aus Beamtenmilieu:

„Aber die armen Juden sind ja alle umgebracht worden. Nur, wissen Sie, das haben wir in der Zeit nicht gewußt, das haben wir alles erst später erfahren. Ich kann mich nur erinnern, daß ich einmal irgendwo gegangen bin und da ist ein Wagen gefahren, ein großer Lastwagen, ein offener, und da sind lauter Leute draufgestanden, dicht gedrängt. Und alle Leut haben nachgeschaut, und da hat mir dann eine gesagt: ‚Wissen Sie, das sind die Juden, die werden abtransportiert.‘ Aber von einem Lager hat man ja nichts gewußt.“

Alle Interviewpartnerinnen erzählen von Erniedrigungen, Beraubungen der jüdischen Bevölkerung in Wien und den Pogromen nach dem „Anschluß“ und im November 1938. Alle Frauen haben die schrecklichen Erniedrigungsrituale, z.B. des „Reibens“, mitbekommen. Doch typisch für die Mehrzahl der von uns interviewten Frauen ist, daß sich die Interviewpartnerinnen als völlig Unbeteiligte darstellen, die auch im Rückblick ihre damalige Haltung nicht problematisieren.

Eine stereotype Erzählfigur bei den Mitläuferinnen und den nationalsozialistisch eingestellten Frauen ist die Geschichte von jüdischen Freunden, denen angeblich geholfen worden sei. Frau H., Jahrgang 1923, aus großbürgerlichem Milieu, über die politische Einstellung ihres Vaters:

„Ich kann Ihnen genau sagen, mein Vater war ein Illegaler, Nationalsozialist, mein Vater war Akademiker wie fast alle; war aber mit irrsinnig vielen Juden befreundet, seine besten Freunde waren nur Juden.“

Typischer Weise haben diese guten Freunde in der Erzählung alle keine Namen und treten nur in diesem Rechtfertigungszusammenhang auf.

Vom Nationalsozialismus wird völlig segmentiert erzählt. Die Frauen bringen – sofern sie nicht vom

Regime verfolgte oder politisch geschulte Frauen waren – in ihren Erinnerungen den Nationalsozialismus, der ihr Leben bestimmte, nicht mit ihrer komplexen Lebenswelt in Verbindung. Ursachen und Zusammenhänge der relativ guten Versorgung im Zweiten Weltkrieg bleiben in den meisten Interviews unerwähnt und unreflektiert. Nur wenige Frauen sehen den Zusammenhang von Versorgungslage und Ausbeutung besetzter Länder. Die meisten Frauen nennen als Erklärung die straffe deutsche Organisation; für sie erfolgt der Zusammenbruch der Versorgung mit Kriegsende: „Nachher war nichts da.“ Typisch für Frauen, die keine Gegnerinnen des Nationalsozialismus waren, ist die Erzählung, daß während des Nationalsozialismus immer genügend Lebensmittel vorhanden gewesen wären, daß noch gut für sie gesorgt worden wäre. Eine auffällige Erzählfigur ist auch die Verknüpfung von nationalsozialistischen Brutalitäten gegen Juden und Jüdinnen mit Maßnahmen bzw. Übergriffen der sowjetischen Soldaten, womit implizit der Nationalsozialismus verharmlost wird. Die Interviewpartnerinnen konstruieren Vergleiche von Nichtzuvergleichendem: die Aufräumungsarbeiten, zu denen Sowjets Nationalsozialist/inn/en und auch nichtbelastete Personen verpflichtet, werden mit den berüchtigten „Reibpartien“, zu denen die Wiener Bevölkerung Juden und Jüdinnen zwang, verglichen.

Frau I., Büroangestellte, Jahrgang 1901, erzählt, wie ihr Vater von Sowjets zu Aufräumungsarbeiten herangezogen wurde:

„Mein Vater, der war damals, weiß ich, 70 Jahre oder was, der hat müssen, es ist ja unbeschreiblich, da waren die Stadtbahnstufen, und da haben die Russen die Notdurft runterlassen, und meinen Vater haben sie einmal erwischt, der hat müssen, der war leicht 70 Jahre damals, hat er müssen Dreck putzen gehen, Die Juden haben ja sogar mit dem Ding (Reibgeräusche zu hören); wenn ein Russ' schlecht aufgelegt war, hat er ihn schief angeschaut, die haben ja die Leut, die ins Geschäft gegangen sind, aufgehoben, und die haben müssen irgendwas machen.“

Ein typisches Beispiel für die von den interviewten Frauen angestellten Vergleiche sind auch die „Arisierungen“ von Wohnungen (70.000 allein in Wien), die damit verglichen wurden, daß nach dem Kriegsende Kommunisten Wohnungen von Nationalsozialisten beschlagnahmten.

Die Nationalsozialisten wurden von den Interviewpartnerinnen als „Verfolgte“ bezeichnet, eine Bezeichnung, die sie vollkommen äquivalent für politisch und rassistisch Verfolgte im Faschismus verwenden.

Frau I., Jahrgang 1921, erzählt:

„Ja, 48 hab ich mich dann von meinem Mann scheiden lassen, ist der Doktor K. zu mir gezogen, der war politisch verfolgt damals, weil er bei der Waffen-SS gewesen ist und ist von mir aus auch verhaftet wurden.“

Die Entnazifizierungen werden von Opfern und Gegnerinnen des Regimes als unwirksam bezeichnet und von den anderen, die deren Sinnhaftigkeit bis

heute nicht einsehen, als unnötig angesehen. Die Frauen, die keine kritische Distanz zum Nationalsozialismus haben, erzählen von Entnazifizierungen als Maßnahmen, die die „falschen“ Leute trafen, oder als „sinnlose Schikane der Alliierten“, die die Betroffenen – sei es nun die interviewten Frauen selbst oder Personen, von denen sie berichten – über sich ergehen lassen mußten, die aber ihre Einstellungen in keiner Weise verändern konnten.

Daß sie die Entnazifizierung als rein bürokratisch-administrative Maßnahme sehen, drückt sich im Begriff „Nazisteuer“ aus. (Für die amtliche Registrierung, bei der sich NSDAP-Mitglieder und Angehörige anderer NS-Organisationen registrieren lassen mußten, wurde ein Gebühr eingehoben.)

In einigen Interviews werden Entnazifizierungen mit „Vernaderung“ und „Denunziation“ in Verbindung gebracht – also mit Worten, die z.B. für das nationalsozialistische Überwachungssystem durch Blockwarte angebracht wären.

## 2. Erinnerungen an sowjetische Soldaten

Von den Alliierten sind die sowjetischen Truppen am negativsten besetzt und daher am stärksten in Erinnerung geblieben. Auch ohne Fragen nach Erfahrungen mit „Besatzungs“-Soldaten wurde von den Interviewpartnerinnen immer zuerst und ausführlich von den Vergewaltigungen durch Sowjets erzählt. Einen weit geringeren Umfang nehmen die Erzählungen über amerikanische, englische und französische Soldaten ein. Die sowjetischen Truppen, die Wien vom Nationalsozialismus befreit haben, stehen in den Erinnerungen der meisten Frauen als Pars pro toto für Kriegsende und eine zehn Jahre dauernde „Besatzung“. Die von den Faschisten entworfenen Horrorbilder darüber, was den Wienerinnen beim Einmarsch der Sowjets bevorstehe, waren in den letzten Kriegstagen durch Plakate, die die Frauen zum Verlassen der Stadt aufforderten, noch verstärkt worden. In vielen Erzählungen wird von den durch panische Ängste vor den Sowjets hervorgerufenen Selbstmorden von Nationalsozialist/inn/en, berichtet. So erzählt Frau B., Jahrgang 1921:

„Also die Frauen haben schon eine wahnsinnige Angst gehabt. Es haben sich auch viele umgebracht, das muß ich sagen. Vis à vis von uns war ein Lehrerehepaar, hochintelligent, eine bildhübsche Tochter, und die hat Klavier gespielt, das hör ich heute noch, die hat phantastisch gespielt, und es war ja kein Verkehr mehr auf der Straße, und am nächsten Tag waren alle drei tot. Vergiftet. Die haben Angst gehabt vor den Russen. Von meinem Mann eine Tant' die hat sich auch aufgehängt.“

Unsere Interviewpartnerinnen waren oft selbst „Ohrenzeuginnen“ von Vergewaltigungen oder sie erfuhren davon im nachhinein von Freundinnen und Bekannten. Gerade bei diesem heiklen, tabuisierten Thema, ist es oft schwierig, zwischen Erlebnissen, Bildern und Phantasien zu unterscheiden. Begründete Angst findet oft ihre Fortsetzung in rassistischen Bildern, die bis heute angstbesetzt sind. (Allerdings ist anzumerken, daß es auch sexuelle Phantasien von hübschen sowjetischen Soldaten gibt.)

Frauen aus kommunistischem oder sozialdemokratischem Milieu haben oft für uns überraschende Erklärungen der Vergewaltigungen durch Soldaten der Roten Armee. Sie müssen diese Tatsachen mit ihrem positiven „Russensbild“ in Einklang bringen und entschuldigen daher die Vergewaltigungen mit dem „alten Kriegsrecht“ bzw. wollen einfach die Bezeichnung „Vergewaltigung“ nicht akzeptieren.

Insbesondere Frauen aus kommunistischem Milieu haben große Probleme, ihr während des Nationalsozialismus extrem idealisiertes Bild des Kommunismus mit ihren realen Erfahrungen mit den Sowjets in Einklang zu bringen.

Nur diese Frauen können über die Lebensmittellieferungen durch die Sowjets, die mit der „Stalin-Spende“ anlässlich des 1. Mai begann, ohne negative Facette berichten. Die meisten Frauen verwenden für diese Lebensmittellieferungen, die zu einem großen Teil aus getrockneten Erbsen bestanden, den Topos der „wurmigen Erbsen“, im Sinne eines miserablen „Geschenks der Russen“. Der Erzählfigur immanent ist das negative „Russensbild“, wobei sich die Erinnerungen von rassistisch-nationalsozialistischem mit postfaschistischem Antikommunismus verknüpften.

(Das amerikanische Pendant zu den „wurmigen Erbsen“ ist in den Erinnerungen die Lieferung von „Silverhake-Fischdosen“ durch die Amerikaner. Diese kaum genießbaren Fischkonserven – von den Frauen kurz „Silverhakln“ genannt – haben sich jedoch keineswegs so tief und so negativ in die Erinnerung eingegraben.)

Die letzten Kriegswochen und die unmittelbare Nachkriegszeit brachten eine Aufweichung bürgerlicher Rechtsnormen mit sich. Frauen erzählen ihre Konflikte mit den Rechtsnormen am Beispiel der Versorgung. Damals selbstverständliche Plünderungen werden in der retrospektiven Erzählung für Frauen zu einem Problem, das ihnen erklärungsbedürftig erschien. Alle Frauen erzählen von Plünderungen, doch typisch ist, daß die eigene Person zunächst als nicht-beteiligt geschildert wird, daß sie diese Erinnerung zunächst abwehren. Mit Ausnahme der Frauen, die aus linkem Milieu kommen, schieben die Interviewpartnerinnen Plünderungen, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit von der Wiener Bevölkerung vorgenommen wurden, auf Angehörige der sowjetischen Armee. Am häufigsten ist die Erzählfigur, bei der „Plünderungen und Vergewaltigungen durch die Russen“ in einem Atemzug und ohne Differenzierung genannt werden.

#### HELDINNEN DER NACHKRIEGSZEIT

Der offizielle Wiederaufbaumythos bezieht sich auf den heldischen männlichen Arbeiter; dagegen steht ein familiär tradiertes Wiederaufbaumythos von einer starken Frau. Reale Basis des Mythos von den „Heldinnen der Nachkriegszeit“ ist die alltägliche mühevollen Überlebensarbeit, die Frauen auf Grund ihrer traditionellen Zuständigkeit für Hausarbeit und durch

die Abwesenheit vieler Männer alleine leisten mußten. Die Ernährungssicherung wurde wie in allen Krisenzeiten ihrer vermeintlichen Privatheit entkleidet und als öffentliches Problem der Nachkriegsgesellschaft thematisiert. Unter den extremen Mangelbedingungen war Reproduktionsarbeit extrem zeitintensiv und fand z.B. beim Anstellen, Hamstern, am Schwarzmarkt etc. in der Öffentlichkeit statt. Diese Form der Hausarbeit, die als alltägliche Routine normalerweise schwer erzählbar ist, kommt in allen Erinnerungen der Frauen über die Nachkriegszeit ausführlich vor und hat sich tief in die Erinnerungen eingegraben. Die Erweiterung der Handlungsräume im Haushalt und in der Familie führte dazu, daß Hausarbeit mit „Abenteuergeschichten“ verknüpft ist und damit erzählbar wird.

Ein Mangel in der Frauengeschichtsforschung ist es, daß bis jetzt hauptsächlich diese „Heldinnengeschichten“ der Nachkriegszeit analysiert wurden, ohne lebensgeschichtliche Kontinuitäten, insbesondere die Vorgeschichte im Nationalsozialismus, einzubeziehen. Als Reaktion auf den in der traditionellen Historiographie festgeschriebenen männlichen Wiederaufbaumythos, für den die „Helden von Kaprun“ stehen, erscheint es zunächst durchaus verständlich, daß die Frauengeschichtsforschung den weiblichen Gegenentwurf produziert, indem sie genau wie beim männlichen Vorbild die Vorgeschichte ausblendet. Die Frauengeschichtsschreibung gerät damit in eine verhängnisvolle Nähe zu konservativen Geschichtsentwürfen von der „Stunde Null“. Dem gilt es in differenzierter Weise entgegenzuarbeiten.



## ANMERKUNGEN:

- 1 vgl. Georg Tidl, Frausein im und nach dem Krieg. In: Liesbeth Wächter-Böhm (Hg.), Wien 1945 davor/danach. Wien 1985; Siegfried Matzl, Frauen in Österreich nach 1945. In: Rudolf G. Ardeli u.a. (Hg.), Unterdrückung und Emanzipation. Festschrift für Erika Weinzierl. Wien – Salzburg 1985; Erika Thurner, „Dann haben wir wieder *unsere* Arbeit gemacht“ Frauenarbeit und Frauenleben nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Zeitgeschichte, 15. Jg., Heft 9/10, Juni-Juli 1988; Brigitte Brugger, Weiblicher Alltag und Weiblichkeitsideal zwischen 1945 und 1955 anhand der Zeitschrift „Die Frau“. Unveröffentl. Dipl. Arb. Wien 1989, Irene Bandhauer-Schöffmann/Ela Horning, Trümmerfrauen – ein kurzes Heldinnenleben. In: Andrea Graf (Hg.), Zur Politik des Weiblichen: Frauenmacht und -ohnmacht. Wien 1990
- 2 vgl. Siegfried Matzl/Karl Stuhlpfarrer, Abwehr und Inszenierung im Labyrinth der Zweiten Republik. In: Emmerich Tálos u.a. (Hg.), NS-Herrschaft in Österreich 1938 – 1945. Wien 1988; Gerhard Botz, Österreichs verborgene Nazi-Vergangenheit und der Fall Waldheim. In: Forum Nr. 430/431, 1989; ders., Österreich und die NS-Vergangenheit. Verdrängung, Pflichterfüllung, Geschichtsklitterung. In: Dan Diner (Hg.), Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit. Frankfurt/Main 1987
- 3 Die Namen unserer Interviewpartnerinnen wurden anonymisiert, indem wir sie durch willkürlich ausgewählte Buchstaben ersetzt haben.
- 4 vgl. Dorothea Schmidt, Die peinlichen Verwandtschaften – Frauenforschung zum Nationalsozialismus. In: Heide Gerstenberger/Dorothea Schmidt (Hg.), Normalität oder Normalisierung? Geschichtswerkstätten und Faschismusanalyse. Münster 1987; Karin Windaus-Walser, Gnade der weiblichen Geburt? Zum Umgang der Frauenforschung mit Nationalsozialismus und Antisemitismus. In: Feministische Studien, Heft 1/1988; siehe auch: Annette Kuhn, Vom schwierigen Umgang der Frauengeschichtsforschung mit dem Nazismus. In: Das Argument, 31. Jg., Heft 5, Sept/Okt 1989
- 5 Das Forschungsprojekt „Frauen im Wien der Nachkriegszeit“ wird von Univ.-Prof. Dr. Erika Weinzierl geleitet und seit Beginn des Jahres 1989 vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung finanziert. Neben traditionellen historischen Quellen zum Zeitraum 1945 – 1950 (vor allem aus dem Wiener Stadt- und Landesarchiv) wurden für dieses Forschungsvorhaben 60 lebeftsgeschichtliche Interviews mit Frauen, die den größten Teil der Kriegs- und Nachkriegszeit in Wien verbracht haben, durchgeführt.
- 6 Die Geschichte des österreichischen BDM erforscht im Rahmen eines größeren Forschungsprojektes Johanna Gehmacher.
- 7 vgl. auch den von Werner Fuchs verwendeten Begriff „Verlauf“. Werner Fuchs, Der Wiederaufbau in Arbeiterbiographien. In: Lutz Niethammer, Alexander von Plato (Hg.), „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“ Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Bd. 3. Berlin/Bonn 1985
- 8 vgl. Gabriele Rosenthal, „... Wenn alles in Scherben fällt...“ Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Typen biographischer Wandlungen. (=Biographie und Gesellschaft, Bd. 6) Opladen 1987

NIEVES KOLBE / DOMENICA RODE

## FRAUENARBEIT IN HAMBURG 1945 – 1950 oder „Wenn Frauen sich ihrer Macht bewußt wären ...“<sup>1</sup>

Eigentlich sind wir durch einen Zufall, der vielleicht für Frauenforschung symptomatisch ist, zu dieser Nachkriegsuntersuchung gekommen: Es gibt in Hamburg von der Behörde für Wissenschaft und Forschung einen Titel „Hamburg und das Erbe des Dritten Reichs“, in dessen Forschungsliste noch ein Frauenthema fehlte. Wir konnten uns den Untersuchungsschwerpunkt frei wählen und entschieden uns nach einigen Recherchen für die Frauenarbeit. In unserer Untersuchung – unter Leitung von Frau Prof. Ingrid N. Sommerkorn, Universität Hamburg – wurde erstmalig die Arbeit von Frauen in Hamburg nach Kriegsende und in der Wiederaufbauphase in den Mittelpunkt gestellt. Es zeigte sich, daß sich am Beispiel der Großstadt und des Stadtstaates Hamburg recht gut illustrieren läßt, wie komplex und mehrdimensional sich die Arbeit von Frauen und für die Frauen selbst gestaltete.<sup>2</sup>

Hunger, Kälte, Wohnungs- und Bekleidungsnot, Mangel an Materialien aller Art und daraus resultierende Mangelkrankheiten charakterisierten das Bild Hamburgs von 1945 bis 1948. Dabei gab es für Hamburg vier wichtige Stationen, die unseren Untersuchungszeitraum beeinflußt haben:

24. Juli – 8. August 1943: Bombenangriffe auf Hamburg  
Mai 1945: Kapitulation  
Katastrophenwinter: Frost von November bis März 1946/47  
Juni 1948: Währungsreform

Hamburg zeigte sich 1945 als ein „Welthafen ohne Eigenschiffahrt“, ein „Verkehrszentrum mit halbem Hinterland“, eine „Handelsstadt ohne Handel“, eine „Industriestadt ohne Rohstoffe“ und als ein Stadtstaat mit eineinhalb Millionen Menschen „ohne größere eigene Landwirtschaft“.<sup>3</sup>

In diesem allgemeinen Chaos der Nachkriegsjahre gestaltete sich auch die Arbeitsmarktlage außerordentlich schwierig. Trotz großer Nachfrage nach Arbeitskräften existierte Arbeitslosigkeit. Das arbeitsmarktpolitische Dilemma jener Jahre war, daß nur wenige der arbeitslos gemeldeten Menschen für die anstrengende und kraftraubende Aufbauarbeit geeignet waren. Im Zeichen des Wiederaufbaus der zerstörten Lebens- und Arbeitsräume wurden deshalb Frauen verstärkt in den Arbeitsmarkt einbezogen. Auch die Bewältigung des Alltags erforderte im

Reproduktionsbereich einen erheblichen Mehraufwand, der traditionell von Frauen geleistet wurde.

Die Hamburger Nachkriegssituation werden wir exemplarisch an zwei Beispielen aufzeigen, und zwar einmal anhand der Wohnungssituation, um den Stellenwert der von Frauen geleisteten Hausarbeit zu verdeutlichen. Zum anderen gehen wir auf die Ausbildungssituation ein, mit der Absicht daran den Stellenwert von Frauenerwerbsarbeit zu beleuchten. Hintergrund bildet dabei die ungebrochene Anwendung der Dienstverpflichtungsmaßnahmen, von denen gerade Frauen besonders betroffen waren.

## WOHNEN UND ARBEITEN IN DEN TRÜMMERN

Die Wohnverhältnisse erschwerten den Alltag ungemessen. Die Auswirkungen des sog. „Dritten Reichs“ hatten dazu geführt, daß in Hamburg über die Hälfte aller Wohnungen zerstört waren; lediglich ein Fünftel des Wohnraums konnte als unzerstört oder nur leicht beschädigt angesehen werden.<sup>4</sup> „Mit der in Hamburg angefallenen Trümmernmenge hätte man die Außenalster nicht nur zuschütten, man hätte sie sogar 23 Meter hoch auffüllen können“ (Hohlbein 1985, 101).<sup>5</sup> Im Vergleich zu anderen Städten hatte nur Berlin eine noch größere Trümmernmenge zu bewältigen.

Der Wohnraummangel führte dazu, daß die Menschen in Ruinen, Kellern, Gartenlauben und eigens errichteten Notunterkünften wie den aus Wellblech gebauten Nissenhütten lebten oder vielmehr ums Überleben kämpften. Verhältnisse wie diese, von denen die zeitgenössische Presse berichtete, waren keine Seltenheit.

„In der Hütte ... lebte Frau B. mit drei Kindern. Der Mann ist gefallen. Dem siebenjährigen Robert fehlt jegliche schützende Oberbekleidung. Die elfjährige Erika hat Nierenbluten. ‚Sie muß sich durchbeissen wie wir alle‘, sagt die Mutter. Die fast zweijährige Irene sitzt am glühenden Herd und hält ihre blauschwarz gefrorenen Händchen über das Feuer. ... Die Mutter schläft mit den beiden Mädchen in einem Bett, weil sie zu wenig Betten haben. ‚Ich hab‘ Bezugsscheine für vier Decken, aber ich kann nicht 27,50 für eine schlechte Decke ausgeben‘. Robert kommt gerade zurück. Er hat Kohlen gestohlen“ (Die Welt v. 23.1.47).

Bis Mitte 1948, als sich nach der Währungsreform die Situation *langsam* zu verbessern begann, waren Energiemangel und Lebensmittelengpässe an der Tagesordnung. Kaum zwei Stunden am Tag gab es Strom in den Haushalten, die Fahrzeiten der öffentlichen Verkehrsmittel waren auf ein Minimum beschränkt, und die Läden waren nur bei Tageslicht geöffnet.<sup>6</sup> Heizmaterial wurde zum hochgeschätzten Gut und diente teilweise auch als Zahlungsmittel.

Hauptproblem war die Ernährungssicherstellung. Da die Lohnarbeit alleine zur Existenzsicherung nicht ausreichte, mußten Strategien entwickelt werden um den tatsächlichen Bedarf an Lebensmitteln zu decken. Hierzu gehörte die Eigenerzeugung durch Kleintierhaltung, Eigenanbau an Kartoffeln, Obst und Gemüse im Garten und auf dem Balkon. Mangels land-

wirtschaftlicher Flächen, wurden öffentliche Flächen wie Parkanlagen sogar Friedhöfe dabei genutzt. Zu den lebenserhaltenden Aktivitäten gehörten weiter das sogenannte Hamstern auf Überlandfahrten und das Tauschen von Gütern auf dem Schwarzen Markt.<sup>7</sup>

In der Presse wurden Phantasie und Ideenreichtum der Frauen hervorgehoben, die es ermöglichten, mit wenigen Mitteln die Hausarbeit zu bewältigen. So schrieb beispielsweise das von der englischen Militärregierung herausgegebene „Hamburger Nachrichtenblatt“.

„Benötigt wird nur guter Wille zur Verträglichkeit. Mit kleinen Mitteln, in denen besonders Frauen so erfinderisch sind, sollte es auch möglich sein, einen Hauch deutscher Gemütlichkeit <in die Notunterkünfte> hineinzutragen“ (Hamburger Nachrichtenblatt, Nr. 112 v. 29.11.45; <d.V.>).

Hilfe und Unterstützung von Regierung und Behörde hatten die Frauen keine zu erwarten.

Zu betonen ist, daß es sich nicht um Hausarbeit im herkömmlichen Sinne handelte. Ein Teil der Reproduktionsarbeit wurde nicht wie traditionellerweise im Haus erledigt, sondern fand außerhalb des häuslichen Kreises statt. Die erweiterte Hausarbeit nahm damit ein im allgemeinen der Erwerbsarbeit zugeschriebenes Charakteristikum an. Die räumliche Trennung von der Familie während der Reproduktionsarbeit forderte von den Frauen ein erhöhtes Maß an Selbständigkeit. Probleme ergaben sich bei der Beaufsichtigung und Versorgung der Kinder während der langen Abwesenheit der Frauen. Selbst dann, wenn die erheblichen Anstrengungen wegfielen, die das Hamstern und Tauschhandeln verlangten, benötigte die Hausarbeit einen ungeheuren Zeitaufwand. Stundenlanges Schlangestehen bei Lebensmittelkarten- und Warenvergabe, zeitraubende Behördengänge und die eingeschränkte öffentliche Verkehrsmittellage taten ein Übriges, um die Reproduktionsarbeit ins Unermeßliche wachsen zu lassen.

Angesichts des eklatanten Wohnraummangels war die Beteiligung der Frauen an der Steinbergung und an anderen Bauarbeiten in Hamburg – wie in anderen Städten auch – üblich. Anders aber als etwa in Berlin, wo Frauen zu den Aufräumarbeiten zwangsverpflichtet werden konnten, wurden in Hamburg die Frauen aufgefordert, sich freiwillig an der Steinbergung zu beteiligen.<sup>8</sup> Appelliert wurde dabei an die Opferbereitschaft der Frauen, ihre Arbeitskraft in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen.<sup>9</sup> Die Motive der Frauen für die Beteiligung an den Wiederaufbauarbeiten lagen indes woanders, so daß von „Freiwilligkeit“ nicht die Rede sein kann. Personen, die mit der Steinbergung beschäftigt waren, bekamen nämlich nicht nur einen geringen finanziellen Ausgleich, sondern was viel wichtiger war, Zulagen auf die Lebensmittelkarten. Bei Gesprächen mit Zeitzeuginnen erfuhren wir, daß akute Notlagen viele Frauen zu dieser Arbeit zwangen. Trotz ihrer mühsamen Arbeiten bei der Alltagsbewältigung erhielten Hausfrauen nur die Lebensmittelkarte V, das heißt, den geringsten Anteil an den ausgegebenen Lebensmitteln, deren Höhe

sich nach dem Erwerbsstatus richtete. Die höhere Nahrungsmittelzuteilung durch Beteiligung an den Aufräumarbeiten war besonders wichtig für Frauen, die zu Hause kranke Familienangehörige zu versorgen hatten.

Außerdem gab es Initiativen von Bürgerinnen und Bürgern, denen von der Stadt für neu zu erstellenden Wohnraum Anspruch auf Wohnrecht zugesichert wurde, wenn sie eine gewisse Stundenzahl bei der Entrümmung geholfen hatten. Diese Selbsthilfefaktionen fanden auch noch nach der Währungsreform statt, an denen sich vor allem Frauen, Jugendliche und Rentner beteiligten.<sup>10</sup>

Eine Gesamtschau der verschiedenen Quellen, die die Frauenarbeit bei der Entrümmung und beim Wiederaufbau thematisieren, zeigt, daß hierin grundsätzlich keine längerfristige berufliche Perspektive gesehen wurde.<sup>11</sup> Die Beteiligung der Frauen bei den Steinebergungsaktionen sowie an Selbsthilfefprojekten nahm nicht zuletzt durch die Form der Entlohnung mehr den Charakter der privaten Überlebensarbeit an. Zwar wurden Frauen aufgefördert, sogenannte „Männerarbeiten“ zu verrichten, die damit assoziierte Opferbereitschaft ließ das stereotype Geschlechtsrollenverständnis jedoch unangetastet.

#### DIE REGISTRIERUNG UND KONTROLLE DES WEIBLICHEN ARBEITSMARKTES

Viele Frauen waren trotz der umfangreichen Reproduktionsarbeit auf ein eigenes Erwerbseinkommen angewiesen. Die Entwicklung des Arbeitsmarktes stand zunächst – d.h. vor der Währungsreform – im umgekehrten Verhältnis zur allgemeinen Wirtschaftslage. Zwar kam es wegen der beständigen Rohstoffprobleme und Energieknappheit wiederholt zu Produktionsausfällen, die zu Entlassungen und Kurzarbeit führten.<sup>12</sup> Jedoch während des Zeitraums von Kriegsende bis zur Währungsreform war der Mangel an Arbeitskräften das Hauptproblem des Arbeitsmarktes.

Die Arbeitslosenstatistiken jener Jahre lassen erkennen, daß sich die Arbeitslosigkeit vor der Währungsreform auf einem relativ niedrigen Niveau bewegte.<sup>13</sup> Auffällig ist, daß weniger Frauen als Männer zu den Arbeitslosen zählten, bzw. sie nicht als solche registriert waren. Dies ist vor dem besonderen Hintergrund der damaligen Arbeitsmarktpolitik zu sehen. Mit dem Ziel, die Probleme des Arbeitsmarktes und der Wirtschaft in den Griff zu bekommen, wurden seitens der Behörden verschiedene Maßnahmen zur Lenkung der Arbeitskräfte eingesetzt. Zielsetzung und Anwendungen dieser Maßnahmen betrafen besonders Frauen im erwerbsfähigen Alter.<sup>14</sup> Hier vermutete man wegen der spezifischen Bevölkerungsstruktur offensichtlich noch Reserven für den Arbeitsmarkt. So scheint es, als würde der Mangel an kräftigen einsatzfähigen Männern den Frauen neue Arbeitsmöglichkeiten in zum Teil bis dahin unzugängliche Bereiche eröffnen.

Ein dringender Bedarf an Arbeitskräften bestand bei den britischen Dienststellen und für Betriebe, die in ihrem Auftrag arbeiteten. Daneben wurden Kräfte für verschiedene Mangelberufe in der Landwirtschaft, im Baugewerbe und im Bekleidungs-gewerbe gesucht. Ferner benötigte die Fisch- und Konservenindustrie saisonweise weibliche Arbeitskräfte. Helferinnen wurden auch in der Hauswirtschaft, vor allem als Reinemachefrauen, gesucht. Die Berufsberatung des Arbeitsamtes sollte den Einsatz der arbeitslos gemeldeten Personen entsprechend des Bedarfs lenken. Dies gelang jedoch nicht in dem erforderlichen Maße, weil viele Erwerbslose gesundheitlich stark beeinträchtigt und somit für körperlich anstrengende Arbeiten ungeeignet waren. Außerdem fehlte es an ausgebildeten Fachkräften jeder Art.

Mit Beginn des Jahres 1946 mußten sich alle Personen im erwerbsfähigen Alter beim Arbeitsamt registrieren lassen.<sup>15</sup> Konnte keine Arbeitsstelle nachgewiesen werden, erfolgte die Einweisung in sogenannte Mangelberufe, wenn nicht Gründe für eine Arbeitsbefreiung vorlagen. Hauptkriterium für eine Arbeitsbefreiung war dabei die gesundheitliche Verfassung. Angaben darüber, daß Frauen aus familialen Gründen eine Arbeitsbefreiung erhalten konnten, sind den offiziellen Durchführungsvorschriften nicht zu entnehmen. Dennoch führte diese Aktion gerade im Hinblick auf die vermutete weibliche Reserve nicht zum erhofften Erfolg.

Ab Juli 1947 wurde ein Arbeitspaß zur Registrierung eingeführt.<sup>16</sup> Dieser Arbeitspaß wurde von vielen Frauen als ungebrochene Übernahme nationalsozialistischer Arbeitsmarktpolitik bewertet, wie uns Zeitzeuginnen berichteten. Bereits während des Krieges wurde die Mobilisierung aller zur Verfügung stehender Arbeitskräfte, d.h. insbesondere Frauen, angestrebt – damals hatte man das Arbeitsbuch eingeführt. Der Arbeitspaß der Nachkriegszeit sollte die ständige Überprüfung der Arbeitsverhältnisse gewährleisten. Das hieß, vor jeder Lebensmittelkartenausgabe mußten sich Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer das Bestehen des Arbeitsverhältnisses vom Arbeitgeber bescheinigen lassen. Neu eingetragene Arbeitsverhältnisse mußten vom Arbeitsamt bestätigt werden.

Eine weitere arbeitsmarktpolitische Maßnahme, die besonders für Frauen relevant wurde, war der Einsatz von sogenannten Betriebsprüfdiensten, die dafür sorgen sollten, daß die Arbeitskräfte so eingesetzt wurden, daß zunächst die dringendsten Arbeiten erledigt wurden. Explizit hatten die Betriebsprüfdienste zu kontrollieren, „inwieweit von Männern ausgeübte Tätigkeiten von Frauen ausgeführt werden können, um hierdurch freigestellte Männer bei Arbeiten einzusetzen, die für Frauen nicht in Betracht kommen“ (Bericht des Präsidenten des Landesarbeitsamtes über die Lage des Arbeitsmarktes, 10/1947).

Die Flüchtlingspolitik wurde ebenfalls nach den Erfordernissen des Arbeitsmarktes ausgerichtet. Frauen und Männer, die nach Hamburg zuziehen wollten, erhielten die Aufenthaltserlaubnis nur, wenn

sie sogenannte Mangelberufe ergriffen. Viele Frauen, die sich als Hausgehilfinnen meldeten, erhielten auf diese Weise die Zuzugserlaubnis.

Insgesamt hatten diese Maßnahmen nicht die gewünschte Wirkung. Die Wirtschaft beklagte Produktionsausfälle infolge „Minderleistung der arbeitenden Kräfte <und> ... Arbeitsbummelei“ (ebd. 9/47). Die Gründe für die sogenannte „Arbeitsbummelei“ waren wohl bekannt. Mangelhafte Ernährung, in vielen Fällen auch das Fehlen angemessener Arbeitskleidung, machte es vielen Menschen unmöglich, am Arbeitsplatz zu erscheinen. Bekannt war auch, daß sich viele potentielle Arbeitskräfte am Schwarzmarkt beteiligten. Wegen der Kontrolle mittels Arbeitspasses war dies jedoch nur möglich, wenn Scheinarbeitsverhältnisse eingegangen wurden oder auf die Lebensmittelkarte verzichtet wurde.

Während der Lebensmittelkartenausgabe wurden, wie bereits erwähnt, ständig Überprüfungen angestellt, ob der Arbeitspaß ordnungsgemäß geführt wurde. Die nach Geschlechtern getrennt geführten Statistiken des Landesamtes zeigen, daß bei diesen Überprüfungen in der Mehrzahl Frauen in die Meldekontrolle aufgenommen wurden und häufiger als Männer sofort in Arbeit vermittelt wurden. Nicht selten mußten Frauen aus einem Angestelltenberuf in gewerbliche Arbeit überwechseln. Die Tatsache, daß bsw. Ende des Jahres 1946 in der Dienststelle für gewerbliche Vermittlung des Arbeitsamtes Hamburg keine Frau arbeitslos gemeldet war, läßt vermuten, daß diese Tätigkeiten sehr ungern übernommen wurden. Um nicht berufsfremde Arbeit zugewiesen zu bekommen, vermieden es die Frauen, sich beim Arbeitsamt registrieren zu lassen, auch wenn sie unter Umständen keine Lebensmittelkarten erhielten. Gegenüber den miserablen Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt erschien vielen Frauen die Möglichkeit lohnenswerter, durch Beteiligung am Schwarzmarkt oder durch Hamsterfahrten für den eigenen Unterhalt bzw. den der Familie zu sorgen.

„SIE KÖNNEN JA HEIRATEN ...“<sup>17</sup>

Durch den Krieg hatte es bei den Männern große Verluste in den erwerbsfähigen Altersgruppen gegeben. In den Altersgruppen 20 bis 50 Jahre entfielen 1946 in Hamburg auf 134 Frauen nur 100 Männer. Dieses disproportionale Zahlenverhältnis signalisierte den interpretierenden Statistikern eine steigende Berufsorientierung bei den Frauen, denn „mit der Verschlechterung der Heiratsaussichten wächst für die Frauen... der Zwang zur dauernden Erwerbstätigkeit“ (Hamburg in Zahlen Nr. 5, 1948, S. 3).

Das Credo der unmittelbaren Nachkriegsjahre war der gemeinschaftliche Wiederaufbau der zerstörten Lebensräume. Das bedeutete für Frauen unter den gegebenen schlechten Umständen nicht nur eine immense Mehrarbeit im eigenen Haushalt, es wurden auch neue berufliche Möglichkeiten in der Arbeitswelt eröffnet. Neben den traditionell typischen Frauenberufen wurden Frauen in der Notsituation der

ersten Nachkriegsjahre, d.h. vor der Währungsreform, in Bereiche Zutritt gewährt, zu denen bisher nur Männer Zutritt hatten. Die fehlenden männlichen Arbeitskräfte bedingten diesen Wandel auf dem Arbeitsmarkt, der jedoch, wie wir sahen, nur von kurzer Dauer war.

Die normative Einengung von Frauen auf die familiäre Lebensperspektive nach der Währungsreform ist erstaunlich. Immerhin war bekannt und wurde unter der Überschrift „Frauenüberschuß“ gehandelt, daß viele Frauen schon wegen der disproportionalen Zahlenverhältnisse der Geschlechter auf eigenes Einkommen angewiesen waren und auch in Zukunft sein würden. Dieser Tatbestand wurde jedoch bei der Beurteilung des Arbeitsmarktproblems unter den Tisch gekehrt, indem vermutet wurde, daß die veränderten Arbeitsmarktbedingungen die „Frauseite ungleich weniger als die Männer belaste, weil das durchschnittliche Berufsleben der Frauen wesentlich kürzer ist, als das des Mannes“ (Monatsberichte des Landesamtes Hamburg 6/49).

Die schlechte Ausbildungssituation in den Jahren nach dem Krieg erschwerte es den Frauen sehr, die geforderte Qualifikation zu erlangen. Schul- und Berufsausbildung waren durch die belastenden Lebensbedingungen negativ beeinträchtigt. Das Fehlen von geeigneten Räumlichkeiten, Möbeln und Unter-



**WAS SOLL ICH WERDEN?**

richtsmaterialien sowie der eklatante Lehrkräftemangel wirkten sich nicht fördernd auf den Schulalltag von Mädchen und Jungen aus. Mädchen wurden zusätzlich belastet, da sie stärker in die lebenswichtigen Reproduktionsarbeiten eingebunden wurden.

Der Gebrauchswertcharakter von Frauenarbeit läßt sich recht gut anhand der Ausbildungssituation von jungen Frauen ablesen. Die Ausbildungslage für junge Frauen erwies sich in den Nachkriegsjahren als ziemlich schlecht. Drei Faktoren spielten dabei eine Rolle:

- die Lehrstellenknappheit,
- das Ausmaß der Anlernverhältnisse und
- die Berufsschulsituation.

#### „KEINE LEHRSTELLEN FÜR JUNGE MÄDCHEN“<sup>18</sup>

Nach der Schule scheiterte die Lehrstellensuche der Mädchen und Frauen häufig an den Vorurteilen der potentiellen Lehrherren, die den Frauen kein echtes Berufsinteresse zutrauten: „Es hat doch keinen Sinn, Mädchen zu beschäftigen. Wenn sie früh heiraten, sind die ganzen Lehrjahre verloren“ (nach einer Arbeitgeberumfrage: Hamburger Allgemeine Zeitung v. 27.1.50).<sup>19</sup>

Während für männliche Jugendliche ausreichend Lehrstellen zur Verfügung standen, fehlte es an Ausbildungsplätzen für junge Frauen. Viele von ihnen blieben nach Beendigung der Schule ohne Ausbildungsplatz. Auf dem Lehrstellenmarkt drängten sich nicht nur weibliche und männliche Schulabgänger, sondern auch ältere männliche Jahrgänge, die nach Rückkehr aus dem Krieg ihre Ausbildung nachholen wollten. Dieser Tatbestand beeinträchtigte jedoch die Lage der jungen Männer wenig: Im Jahr 1949 konnten in Hamburg alle geeigneten Lehrstellenbewerber untergebracht und darüber hinaus aus Nachbarbezirken wie Schleswig-Holstein weit über 2000 Bewerber vermittelt werden.<sup>20</sup>

Frauen wurden, wie schon gesagt, für den Wiederaufbau als Arbeitskräfte gebraucht und deshalb in den unmittelbaren Nachkriegsjahren anerkannt bzw. nicht diskriminiert. Auf den ersten Blick ist es deshalb erstaunlich, daß es zu wenig Lehrstellen für junge Frauen gab. Aber die alte Rollenvorstellungen waren hartnäckig und ließen sich nicht einfach abschütteln. Wie bereits erwähnt, standen der Einstellung von Mädchen und Frauen Ressentiments auf Arbeitgeberseite entgegen, die eine längere Ausbildung als Verschwendung betrachteten. Trotz des sogenannten „Frauenüberschusses“, der eine lebenslange Versorgung durch Erwerbsarbeit für rund sieben Millionen Frauen im Nachkriegsdeutschland notwendig machte, wurde ihnen Beruf als Lebenszweck abgesprochen. Ungeachtet des Gleichberechtigungsgrundsatzes, der 1949 im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland verankert wurde, hieß es: „Selbstverständlich müssen Frauen bei der Arbeitslosigkeit zurückstehen. Kriegerwitwen mit Kindern genauso wie junge Mädchen“ (Hamburger Allgemeine Zeitung v. 27.1.50).

#### „WEIBLICHE ANLERNLINGS“<sup>21</sup>

Die Kriegssituation hatte sich durch den Abzug der Männer günstig auf die Ausbildungssituation von Frauen ausgewirkt. Sie absolvierten verstärkt kaufmännische Ausbildungen oder wurden in der Wiederaufbauphase zur Glaserin, Tapeziererin oder Galvaniseurin ausgebildet. Mit der Rückkehr der Männer nach dem Krieg sank das Lehrstellenangebot für Schulabgängerinnen, und sie fanden größtenteils Anstellungen als „Anlernlinge“ mit Aushilfscharakter.

In den Zeiten der Not war eine gute Ausbildung der Kinder für viele Familien eine große Belastung. Eltern zogen deshalb für ihre Töchter die kürzere betriebliche Anlernzeit einer umfangreicheren und damit kostspieligeren Lehrzeit vor. Die jungen Frauen wurden so schneller von der Familie unabhängig. Nur selten wurde damals schon ein Zusammenhang gesehen zwischen der Frauenarbeitslosigkeit und der unzureichenden Ausbildung von Mädchen: „... es fehlen die Arbeitsmöglichkeiten für die Mütter, die gerne arbeiten möchten, um ihrer Tochter eine Ausbildung zukommen zu lassen“ (Elisabeth Weichmann: Die Frau in der Wirtschaft. Entwicklung der deutschen Frauenarbeit von 1946–1951. Wiesbaden o.J., S. 36). In der Öffentlichkeit wurde die Tatsache mangelnder beruflicher Qualifikationsmöglichkeiten für Frauen nicht als Problem wahrgenommen. Die alte Überzeugung von der Ehe als Versorgungsinstitution war trotz des „Frauenüberschusses“ und der guten Erfahrungen älterer Frauen mit Berufsausbildung im Erwerbsleben während des Krieges und in der Nachkriegszeit noch stark verbreitet. Die relativ wenigen Frauen, die eine abgeschlossene Berufsausbildung besaßen, fanden genügend Beschäftigungsmöglichkeiten auf dem für Ungelernte sonst engen Arbeitsmarkt. Frauen ohne Ausbildung litten Not in der Arbeitslosigkeit. Von vielen Beteiligten wurde übersehen, daß die damaligen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse die Frauen zur Erwerbstätigkeit zwangen, und nur wenige waren sich über die Folgen im klaren:

„Es besteht also die Gefahr, daß auch noch die nächste Frauengeneration mit geringen Qualifikationen im Überangebot auf dem Arbeitsmarkt auftritt, einen Unruhefaktor in der Wirtschaft bildet und eine gleichwertige Eingliederung in der Wirtschaft nicht beanspruchen kann“ (ebd.).

#### BERUFSSCHULSITUATION

Wie in allen Schulen, deren Situation durch räumliche und materielle Mißstände gekennzeichnet waren, bestand auch in den Berufsschulen ein eklatanter Rummangel. Der Unterricht fand an mehreren, teilweise weit von einander entfernten Orten behelfsmäßig statt, da viele Schulgebäude von den Briten requiriert worden waren. Es fehlte an Küchen, NÄhräumen, Laboratorien und anderen Fachräumen. Wegen der notwendigen Ausstattung konnten Gasträume nicht ohne weiteres gefunden werden. Die

jungen Frauen lernten zum Beispiel in der Küche der Hamburger Gaswerke:

„Erst vor wenigen Tagen ist es geglückt, der Schule einige Räume zum alleinigen Gebrauch zu überweisen. Gastweise werden oft gleichzeitig 8 Klassen unterrichtet, zur selben Zeit nimmt dort die Belegschaft ihre Mahlzeiten ein“ (Bericht über Berufs- und Fachschulen Hamburg 5/46).

Viele Unterrichtsstunden mußten ausfallen, weil in den wenigen Räumen kein Inventar zur Verfügung stand.

All diese Mängel in der unruhigen Nachkriegszeit förderten die Ausbildungsmotivation der jungen Leute nicht. Ein mangelndes Interesse bei einem Teil der Lehrlinge wurde von der Handelskammer auch als „zeitbedingte Erscheinung“ erkannt. Betätigungen auf dem Schwarzmarkt und das Hamstern wurde in der damaligen Notsituation als lebensrelevanter eingeschätzt als eine gute Ausbildung. Der gegenwärtige Hunger war näher als die Ausbildung für eine ungewisse Zukunft. An vielen Schulen wurde so auch über den schlechten Schulbesuch geklagt, der sich an einigen Tagen bis auf 40% steigerte. Die Schulverwaltung führte diese Erscheinung auf die Lebensmittelnot zurück:

„Besonders die Mädchen werden vom Schulbesuch zurückgehalten, weil sie bei der Beschaffung und beim Einkauf von Lebensmitteln benötigt werden“ (ebd. 4/46).

## SCHLUSSWORT

Kennzeichnend für die Frauenarbeit in der Zeit unmittelbar nach dem Krieg ist ihre Zweigleisigkeit. Durch die Naturalien- und Tauschwirtschaft hatte die Reproduktionsarbeit schon während des Krieges zentrale existenzsichernde Funktionen übernommen; sie mußte auch noch nach dem Krieg überwiegend von Frauen geleistet werden. Von besonderer Bedeutung ist in diesem Zusammenhang, wie bereits gesagt, die Beobachtung, daß die erweiterte Hausarbeit eine Dimension annahm, die üblicherweise als charakteristisch für Erwerbsarbeit angesehen wird: Sie fand nämlich zu großen Teilen nicht im Haus, sondern außerhalb des Hauses statt und erforderte damit ein erhöhtes Maß an Selbständigkeit seitens der Frauen.

Zusätzlich wurde die Arbeitskraft der Frauen im Erwerbsleben gefordert. Während heute die doppelte Ausrichtung der Frauen im Haushalt und Familie einerseits und Beruf und Erwerbsarbeit andererseits gesellschaftlich durchaus akzeptiert wird, bedeutete diese Zweigleisigkeit der Arbeit von Frauen in der unmittelbaren Nachkriegszeit eine Abwandlung der traditionellen Frauenrolle. Dennoch waren den Frauen im Erwerbsleben Grenzen gesetzt. Arbeitsplätze wurden ihnen je nach Bedarf zugewiesen, ohne Rücksicht auf ihre persönlichen Lebensum-

stände. Die Lebensbedingungen der Nachkriegszeit und die damit verbundene Komplexität der Anforderungen waren für die Teilhabe der Frauen am Erwerbsleben von entscheidender Bedeutung. Hinzu kam, daß Frauen im Vergleich zu Männern wesentlich geringere Entgelte erhielten, auch wenn sie die gleiche Tätigkeit verrichteten.<sup>22</sup> Frauen mußten stets individuell in Anbetracht ihrer sozialen Lage entscheiden, inwieweit Erwerbsarbeit sich für sie lohnte.

Auch die miserable Ausbildungssituation der jungen Frauen bedeutete einen Rückschritt für die qualifizierte Berufstätigkeit von erwerbstätigen Frauen. Sie zeigt beispielhaft die Chancen (Einstieg in neue Berufsfelder) und Grenzen (geringer Stellenwert der beruflichen Ausbildung von jungen Frauen) in der Arbeitswelt. Hinzu kam, daß das Arbeitsamt viele Schulabgängerinnen, die keinen Ausbildungsplatz gefunden hatten, mit Hilfe der Registrierungmaßnahmen zu gewerblichen Hilfsarbeiten in Mangelberufe heranzog. 200–400 junge, ungelernete Frauen wurden auf diese Weise monatlich dem Ausbildungsmarkt ganz und gar entzogen.

Der Einsatz der Frauen auf dem Arbeitsmarkt trug zur Herausbildung und Verfestigung des geschlechtsspezifischen Arbeitsmarktes bei. Zwar taten sich für Frauen vorübergehend neue Bereiche auf, in vertikaler Hinsicht veränderte sich jedoch nicht viel. Sie nahmen, wie auch schon während des Krieges fast ausnahmslos die unteren Plätze innerhalb der Verwaltungs- und Betriebshierarchien ein. Von einem Machtzuwachs der Frauen kann daher am ehesten im Reproduktionsbereich ausgegangen werden, was jedoch ambivalente Auswirkungen hatte. Einerseits lassen sich – etwa mit Blick auf die erhöhten Scheidungsquoten – Auflösungserscheinungen patriarchaler Familienstrukturen erkennen.<sup>23</sup> Andererseits blieb es angesichts der Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt bei der traditionellen Arbeitsteilung innerhalb der Familien, bei der das Berufsleben den Männern vorbehalten blieb.

Die verstärkte Frauenarbeit gehörte damals zu den vielen (Zwangs-)Maßnahmen, die aus wirtschaftlicher, politischer und sozialer Sicht zur Erreichung des Zieles Wiederaufbau wichtig waren. Aus heutiger Sicht stellt sich die Frauenarbeit als volkswirtschaftliche Zwischenlösung, eben mit Aushilfscharakter dar oder, wie wir an anderer Stelle geschrieben haben, könnte man auch von einer *Nachkriegsaison* der Frauenarbeit sprechen.

Kurzum, das noch junge, neue (Selbst-)Bewußtsein der Frauen im Berufsleben hatte kaum Auswirkungen auf die Frauenarbeit über die unmittelbaren Nachkriegsjahre hinaus. Die Ausbildungssituation junger Frauen bzw. ihre Ausbildungsbehinderung stoppte alle neuen beruflichen Entwicklungen. Frauen durften das Recht der Männer auf Erwerbsarbeit nicht beeinträchtigen, geschweige es ihnen nehmen. Das Resultat war: Männern die Berufsarbeit und Frauen zurück zur Hausarbeit.

## ANMERKUNGEN:

- 1 Zwischenüberschrift im Artikel „Keine Angst vor dem Leben“ im Hamburger Echo Nr. 124 vom 11.12.1948. So wie wir auch heute noch oft von „verpaßten Chancen“ der Frauen in der Nachkriegszeit sprechen, wurde diese Frage auch schon 1948 in dieser Überschrift aufgeworfen, jedoch in keiner Weise im Artikel beantwortet.
- 2 Vgl. Nieves Kolbe/Domenica Rode/Ingrid N. Sommerkorn: „An die Arbeit! Berge Steine! Orden allerdings gibts keine!“ Frauenarbeit in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Hamburg. Bielefeld 1988; dies.: Chancen und Grenzen der Emanzipation von Frauen in der Nachkriegszeit. In: Frauenforschung, 6. Jg., Heft 3, 1988, S. 13–32
- 3 Vgl. Sywottek, Arnold: Hamburg seit 1945. S. 386 in: Jochmann/Klessman (Hrsg.): Hamburg. Geschichte einer Stadt und ihrer Bewohner. Hamburg 1986: Lüth o.J.: 3 Jahre Arbeit
- 4 Staatsarchiv Hamburg, Staatliche Pressestelle V, II K III a
- 5 Hans Hohlbein: Hamburg 1945. Kriegsende, Not und Neubeginn. Hamburg 1985
- 6 Die Auswirkungen der Energieknappheit auf die private Hausarbeit gehörte kaum zu den wirtschaftspolitischen Themen jener Zeit. Eine der seltenen Ausnahmen bildete ein Redebeitrag der Abgeordneten Elsa Jacobs (SPD) auf einer Bürgerschaftssitzung, in dem sie kritisierte, daß das „Thema Stromversorgung von allen Seiten behandelt worden (ist), aber nicht von seiten der Hausfrau“ (Stenographische Berichte über die Sitzung der Bürgerschaft zu Hamburg, 16. Sitzg., 1946, 366)
- 7 Die Ernährungsbehörde Hamburgs hatte einen Bedarf von 2750 Kilo-Kalorien pro Einwohner für notwendig erklärt. Über die Lebensmittelkarten konnten jedoch nur soviel verteilt werden, daß auf jede Person durchschnittlich 1550 Kcal kamen und selbst diese geringe Menge wurde in den Wintermonaten 1946/47 nicht erreicht. (Staatsarchiv Hamburg, Senatskanzlei II, 1101)
- 8 Staatsarchiv Hamburg, Pressestelle V, IO II b; IIO II b
- 9 Ebd. II CV
- 10 Die Welt, Nr. 75 v. 28.6.49
- 11 Die Beschäftigung von Frauen bei Bau- und Wiederaufbauarbeiten wurde zwar durch das Kontrollratsgesetz Nr. 32 vom 10.7.46 in das geltende Recht eingebunden, darin hieß es aber explizit, daß die Beschäftigung der Frauen bei diesen Arbeiten nur „in Anbetracht des großen Mangels an tauglichen männlichen Arbeitskräften“ zu genehmigen sei. (Amtlicher Anzeiger, Beiblatt zum Hamburger Gesetz und Verordnungsblatt, 1946)
- 12 Die sog. „Stromarbeitslosen“ des Winters 46/47 sind ein Beispiel für die Schwankungen auf dem Arbeitsmarkt, vgl. Thode 1979, 220–239; Wildt 1986, 48
- 13 Vgl. Bericht des Landesarbeitsamtes Hamburg über die Lage des Arbeitseinsatzes. Dezember 1947 und Statistisches Landesamt Hamburg (Hrsg.): Statistische Monatsberichte. Hamburg 1948–50
- 14 Soweit nicht anders genannt, beruhen die Angaben auf den monatlich erstellten Berichten des Präsidenten des Landesarbeitsamtes über die Lage des Arbeitseinsatzes bzw. des Arbeitsmarktes und der Löhne 1945 bis 1950
- 15 Staatsarchiv Hamburg, Staatliche Pressestelle V, IS I c
- 16 Amtlicher Anzeiger, Beiblatt zum Hamburgischen Gesetz und Verordnungsblatt von 15.7.47
- 17 Überschrift in der Hamburger Allgemeinen Zeitung Nr. 23 vom 27.1.1950
- 18 Überschrift der Hamburger Freien Presse Nr. 42 vom 9.4.1949
- 19 Die familienideologische Ausrichtung als normative soziale Orientierung fand auch in der Gesetzgebung zur Berufsschulpflicht ihren Niederschlag. Im Gegensatz zu Männern wurden verheiratete Frauen nach dem 18. Lebensjahr von der Berufsschulpflicht befreit (Reichsberufsschulgesetz 1945, § 9: Dauer Berufsschulpflicht)
- 20 Vgl. Monatsberichte des Landesarbeitsamtes Hamburg 8/49
- 21 Zeitgenössischer Begriff in der Presse
- 22 Dies belegen sowohl Lohnstatistiken (z.B. Statistisches Landesamt Hamburg: Hamburger Statistische Monatsberichte, Heft 13, 1948) als auch die gewerkschaftspolitische Debatte (DGB-Archiv Gewerkschaft Hamburg/Nordmärk 256, I, II)
- 23 Vgl. Gerhard Baumert (unter Mitwirkung von Edith Hünninger): Deutsche Familien nach dem Kriege. Darmstadt 1954

## „KANN ICH MIR EINEN MANN LEISTEN?“

Hamburger Echo v. 28.8.1948

„Natürlich kann ich mir einen Mann leisten. Der Mann muß mitverdienen, nicht ausschlaggebend ist, ob er viel oder wenig verdient. Besteht der Wille zu einer selbstverständlichen Arbeitsteilung, im privaten Leben, ist schon viel gewonnen. Ich glaube, daß man nur in Deutschland auf die Idee kommt, überhaupt so eine Frage zu stellen, denn der Haus-tyrann in vorgewärmten Pantoffeln landet als Wunschtraum und Schreckgespenst immer noch in sehr vielen Ecken. Leider tun die Frauen selbst sehr viel dazu, ihn mühsam am Leben zu erhalten. Ihn, der immer noch glaubt, daß er sich bedienen lassen müßte, auch wenn seine Frau ein ebenso schweres oft schwereres Tagewerk hinter sich hat“ (Ärztin, 35 J., fünf Kinder, verheiratet).

„Mein Mann kam vor sieben Monaten aus der Kriegsgefangenschaft, wir hatten uns sechs Jahre nicht gesehen. Er kannte das jüngste Kind noch nicht. Zuerst war er sehr erholungsbedürftig, ich habe alles getan, um ihn zu pflegen und ihm zu helfen. Aber mal muß er ja auch schließlich selbst was tun, er vergällt mir auch meine Freizeit mit ewiger Nörgelei. Ich wäre doch leichter ohne Mann dran. Ich muß vier Personen ernähren und mein Mann ißt am meisten. Wie soll ich das nur schaffen?“ (Schaffnerin, 32 J., zwei Kinder).

„Ach ja, es wäre sehr schön und wohltuend, wenn man ein männliches Wesen als Kamerad und Gegenpol um sich haben könnte. Mit dem man teilen und austauschen könnte – Erfahrungen, Ansichten, die letzte Zigarette und die karge Freizeit. Ich fürchte nur, daß die Frage eigentlich heißen müßte: gibt es einen Mann, den ich mir leisten kann? Die muß ich verneinen. – Der Zufall hat mir immer nur Männer über den Weg geschickt, die wohl meine letzte Zigarette rauchten, aber nicht ihre letzte mit mir teilten. Und so was kann man sich nicht leisten, das ist klar“ (Filmcutterin, 25 J., ledig).

„Mein Mann ist krank aus dem Krieg zurückgekehrt. ... Ich muß für beide arbeiten und verdienen. Das ist schrecklich schwer in der heutigen Zeit, die Arbeit geht ja nach Feierabend weiter. Also mit meinen Kräften kann ich mir eigentlich keinen Mann leisten. Aber ich habe ihn doch mal, und es muß eben geschafft werden“ (Bauarbeiterin, 28 J., verheiratet).

„Leisten kann ich ihn mir vielleicht, aber ich will gar nicht. In der augenblicklichen Situation sehe ich den Mann als reinen Luxusartikel an... Dazu die laufenden Ausgaben, Zeit, zerrüttete Nerven – leiste sich den Mann, wer kann – ohne mich!“ (Modzeichnerin, Anfang 30, geschieden).

„... Warum sollte ich denn heiraten? Ich liebe meinen Beruf und werde immer Arbeit haben. Und wenn ich abends zu Mutter nach Hause komme, freut sie sich und wir machen gemeinsam die Hausarbeiten. Wer weiß, ob der „Herrlichste von allen“ ein freundliches Gesicht machen würde“ (Gärtnerin, 22 J., ledig).

## DIE BEDEUTUNG DER NACHKRIEGSZEIT FÜR DAS POLITISCHE ENGAGEMENT VON FRAUEN IN DEN WESTZONEN DEUTSCHLANDS

### 1. EINLEITUNG

Der folgende Beitrag stützt sich auf die Analyse von zwanzig biographischen narrativen Interviews<sup>1</sup> mit Frauen, die in der Phase zwischen dem Ende des zweiten Weltkrieges und dem Beginn der Studentenbewegung („1968“) in Organisationen der politischen Linken und der Frauenbewegung engagiert waren. Sie wurden zwischen 1901 und 1941 geboren und befanden sich somit in der Nachkriegszeit in unterschiedlichen Lebensphasen.

Die Nachkriegszeit ist sowohl auf der Ebene der politischen und ökonomischen Bedingungen und Entwicklungen als auch besonders auf der Ebene der subjektiven Erfahrungen von unterschiedlichen, widersprüchlichen Entwicklungen gekennzeichnet. Dabei sind folgende Aspekte für die politische Entwicklung der von mir befragten Frauen von Bedeutung:

- a) die besondere sozio-ökonomische Situation als Erfahrungsraum,
- b) der sog. „Frauenüberschuß“ und das Alleinleben,
- c) das Ende der nationalsozialistischen Herrschaft, das als biographische Krise, „Aufbruch“ oder als Voraussetzung für politische Kontinuität (zur Zeit vor 1933) erfahren werden kann.

Dabei fällt auf, daß für die politische Entwicklung der befragten Frauen Situationen und Ereignisse besonders relevant sind, die zum einen konkrete alltagsweltliche und lebensgeschichtliche Entwicklungen berühren, zum anderen mit einer Aufbruchstimmung oder mit Krisenerfahrungen verbunden sind.

### 2. DIE SOZIO-ÖKONOMISCHE SITUATION DER NACHKRIEGSZEIT ALS ERFAHRUNGSRAUM FÜR SOLIDARITÄT UND SOZIALE UNGLEICHHEIT

Die ökonomische und soziale Situation der Nachkriegszeit wird für die von mir befragten Frauen vorwiegend in drei Bereichen für das persönliche Leben und für die politische Entwicklung relevant:

- a) im Bereich der bereits während des zweiten Weltkrieges zunehmend schwieriger werdenden Versorgungslage, die zu einer Ausweitung der Subsistenzproduktion führt<sup>2</sup>,
- b) im Bereich der Zerstörung der Städte, die zur Evakuierung oder „freiwilligen“ Übersiedlung auf das Land führt und eine baldige Rückkehr nach Kriegsende erschwert,
- c) in Bezug auf die Währungsreform 1948, die hinter der Fassade voller Schaufenster zu sozialen Härten führt und soziale Ungleichheit, die gleichwohl bereits vor 1948 existiert, deutlicher werden läßt.<sup>3</sup>

Für die Entwicklung von politischem Engagement sind die Erfahrung von sozialer Ungleichheit, aber auch die Erfahrung von Solidarität für die befragten Frauen die wesentlichsten eine Politisierung fördernden Faktoren, die im Zusammenhang mit dieser Lebenssituation stehen. Dabei wird zunächst eine Bereitschaft zum Helfen entwickelt, aus der im Zusammenhang mit der Mitarbeit in nicht völlig unpolitischen Gruppen, die „praktische Sozialarbeit“ leisten, politisches Bewußtsein entsteht. Die Subsistenzproduktion als solche wird auch in ihrer ausgedehnten Form vorwiegend als Arbeit für die eigenen Angehörigen verstanden, ihre gesamtwirtschaftliche Bedeutung nicht erfaßt. Eine Erkenntnis des Werts der eigenen Arbeit kann somit nicht zum Ausgangspunkt von politischem Bewußtsein werden. Die Notsituation kann dabei als „kollektive Entbehrung“ oder als „soziale Ungleichheit“ bewertet werden. Diese Unterschiede in ihrer Bewertung sind u.a. von der Einbindung in soziale und personale Netzwerke abhängig. Dadurch kommt die Bewertung der Notsituation als „soziale Ungleichheit“ besonders bei Evakuierten vor, die von diesen Netzwerken meist ausgeschlossen sind. Neben der Erfahrung unmittelbar sichtbarer Ungleichheit zwischen Lebensmittel-Besitzern und -Nichtbesitzern ist dabei auch das Erleben von Demütigungen von Bedeutung. Auch die Währungsreform und das in diesem Zusammenhang deutlich werdende Ausmaß der Hortungen tragen zu dieser Bewertung bei.

„Erkennen sozialer Ungleichheit“ ist als Politisierungs-Faktor ausschließlich bei den Interviewpartnerinnen von Bedeutung, bei denen dies nicht bereits in der Vergangenheit thematisiert wurde.

Unabhängig von ihrer Bewertung als „kollektive Entbehrung“ oder „soziale Ungleichheit“ kann das Erleben der Notsituation über die Bereitschaft zur Hilfe hinaus zu politischem Engagement, besonders im sozialen Bereich, beitragen. Dabei ist die persönliche Erfahrung von Hilfe durch politisch engagierte Frauen und Männer von Bedeutung, wobei sowohl deren Vorbildcharakter als auch Dankbarkeit eine Rolle spielen können.

Der an alltagspraktischen Problemen orientierte, aber sich nicht auf diese beschränkende „ganzheitliche“ Ansatz der politischen Frauengruppen und -ausschüsse der Nachkriegszeit<sup>4</sup> ist somit für die Entwicklung von politischem Bewußtsein bei Frauen, deren Motiv zur Mitarbeit zunächst vorwiegend von Hilfsbereitschaft geprägt ist, von großer Bedeutung. Diese Art von politischer Entwicklung kommt unter den Interviewpartnerinnen bei Frauen mittleren Alters vor, die (noch) keine eigenen Kinder zu versorgen haben. Dabei entwickelt sich politisches Be-

wußtsein bei den Frauen, die die Notsituation als „soziale Ungleichheit“ empfinden, schneller als bei denen, die sie als „kollektive Entbehrung“ betrachten. Soziales Engagement behält dabei in der politischen Arbeit dieser Frauen auch in späteren Phasen einen deutlichen Stellenwert. Bei jüngeren Frauen, die die Nachkriegszeit in der Kindheit oder der Jugend erleben, kommt es im Zusammenhang mit dem Erleben der Notsituation noch nicht zu politischem Engagement, jedoch tragen diese Erfahrungen sowie in diesem Zusammenhang auftretende Autoritätskonflikte zur Entstehung einer kritischen Haltung bei, auf die spätere Prozesse der Politisierung aufbauen können. Dies trifft besonders dann zu, wenn die Erfahrung von Not und sozialer Ungleichheit im Widerspruch zu nach außen hin proklamierten (z.B. religiösen) Werten steht.

Bei Interviewpartnerinnen, die in der Nachkriegszeit eine eigene Familie zu versorgen haben, kommt es hingegen nicht zu dieser Art von Politisierungsprozessen. Hier kann besonders bei Frauen, die bereits vor 1933 oder im Widerstand gegen den Nationalsozialismus aktiv waren, die Belastung durch Subsistenzarbeit in Verbindung mit politischer Isolation (z.B. durch Evakuierung) und der Bewältigung von Trauerprozessen um im Krieg oder durch politische Verfolgung umgekommene Angehörige zur Stagnation der politischen Entwicklung beitragen.

Zusammenfassend kann somit festgestellt werden, daß nur bei einem Teil der befragten Frauen Probleme der Versorgung in der Nachkriegszeit zur Bildung von politischem Bewußtsein oder zur Entstehung einer kritischen Haltung beitragen. Dies trifft besonders auf noch im Elternhaus lebende, weitgehend unpolitisch aufgewachsene Frauen und Mädchen zu, die nicht allein für die Versorgung einer Familie verantwortlich sind. Für Frauen mit umfassenderen familialen Pflichten stellt die Notwendigkeit von „Überlebensarbeit“ eher einen politisches Engagement negativ beeinflussenden Faktor dar, wobei hier zusätzlich jedoch auch andere Gründe von Bedeutung sein können. Die ökonomische Bedeutung der Subsistenzproduktion wird von keiner der befragten Frauen erkannt.

Dennoch kann die schlechte Versorgungslage über die Erfahrung sozialer Ungleichheit und das Motiv der Hilfsbereitschaft auch zur Entstehung von politischem Engagement beitragen. Dabei muß hervorgehoben werden, daß solche Erfahrungen niemals allein und im Selbstlauf zu politischer Arbeit führen, sondern lediglich mehr oder weniger große Teile des Erfahrungshorizonts darstellen, auf den Politisierungsprozesse aufbauen können.

### 3. DER SOGENANNT „FRAUENÜBERSCHUSS“: ALLEINLEBEN ALS BEDINGUNG POLITISCHER KARRIERE IN DEN FÜNFZIGER JAHREN?

Der durch den Kriegstod einer Vielzahl von Männern entstandene „Frauenüberschuß“ stellt ein wichtiges Thema der frauen- und familienpolitischen Diskus-

sion der Nachkriegszeit dar. Teils unter dem Blickwinkel einer traditionellen Familienpolitik problematisiert, teils unter dem Aspekt der Selbstbestimmung von Frauen sowie der Entwicklung neuer Formen des Zusammenlebens („Mutterfamilien“, Frauenfreundschaften und -wohngemeinschaften etc.) positiv, zum Teil schönfärberisch dargestellt<sup>5</sup>, werden, wenn auch nur für eine kurze Zeit, vor dem Hintergrund von „Frauenüberschuß“ und „Ehekrisis“ die traditionellen Vorstellungen einer Versorgungsehe zumindest kritisch diskutiert. Diese Diskussion, die sicher nicht die Masse der Frauen erreicht, darf jedoch nicht überschätzt werden im Sinne eines breiten feministischen Bewußtseins der Frauen. Das sogenannte „Nachkriegsmatriarchat“ stellt, soweit es überhaupt von den betroffenen Frauen als solches begriffen wird, im Gegensatz zu gegenwärtigen feministischen Vorstellungen keine selbstgewählte, sondern eine durch die Verhältnisse erzwungene, zum Teil mit Verlusterlebnissen und Trauerprozessen verbundene Lebensform dar.

Dennoch ist die kriegsbedingte Ehelosigkeit, frühe Witwenschaft oder das Scheitern von Ehen von Bedeutung für das politische Engagement von Frauen. So sind alle Interviewpartnerinnen, deren politisches Engagement in der Nachkriegszeit beginnt, zu diesem Zeitpunkt nicht verheiratet. Auch inhaltlich geht aus den Interviews ein Zusammenhang zwischen einem zunächst unfreiwilligen Alleinleben und dem Entstehen eigenständiger beruflicher und politischer Entwicklungen und Karrieren hervor. Aufgrund der Gewißheit, den ursprünglich familienorientierten Lebensentwurf nicht umsetzen zu können, entsteht allmählich eine Veränderung der Bewertung faktisch bereits existierender beruflicher und politischer Entwicklungen, die erst dadurch einen eigenständigen Stellenwert erhalten und schrittweise intensiviert werden. Dies betrifft besonders junge Frauen, in modifizierter Form jedoch auch ältere, bereits vor 1933 oder im Widerstand politisch engagierte Frauen.

Diese alleinlebenden Frauen steigen in den fünfziger Jahren deutlich häufiger als andere Interviewpartnerinnen in politisch einflußreiche Positionen im parlamentarischen Bereich, in hauptamtlichen Funktionsapparaten oder in der Verwaltung auf. Aus einem Vergleich mit Interviewpartnerinnen mit eigener Familie geht hervor, daß für diese Entwicklung unter den Bedingungen der fünfziger und frühen sechziger Jahre ein eindeutiges „Primat der Politik“ von großer Bedeutung ist, das von alleinlebenden Frauen wahrscheinlich leichter verwirklicht werden kann. Diese Problematik ist den Frauen durchaus bewußt. So wird von Frauen, die als Ledige mit politischer Arbeit beginnen, später jedoch heiraten, dieser Schritt realistisch als „Abschied von der politischen Karriere“ oder zumindest deren Einschränkung beurteilt, wenn auch das politische Engagement in den meisten Fällen nicht aufgegeben wird. Ein mit alleinlebenden Frauen vergleichbarer politischer Aufstieg gelingt hier nicht, vorwiegend aufgrund des Versuchs zur Vereinbarung von Beruf, Familie und Politik und

die dadurch bedingte Teilung der Arbeitskapazität.

Ohne die Situation alleinlebender Frauen idealisieren zu wollen, ist somit ein Zusammenhang zwischen dem Leben ohne Ehemann, dem politischen Engagement und einer beruflichen oder politischen Karriere unbestreitbar. Gerade bei in der Nachkriegszeit ledigen Frauen und Witwen wären die politischen Entwicklungen sicher anders verlaufen, wenn diese Ehefrauen gewesen wären.

#### 4. DAS ENDE DES NATIONALSOZIALISMUS: „AUFBRUCH“, KRISE UND RENORMALISIERUNG DER POLITISCHEN VERHÄLTNISSSE

Kriegsende und Nachkriegszeit werden – im Gegensatz zur These einer politischen Apathie aller Deutschen – von vielen als Chance eines politischen Neubeginns aufgefaßt. Dies trifft neben bewußten Gegnern und Gegnerinnen des Nationalsozialismus in besonderem Maße auf Frauen zu. Die Beschlüsse der politischen Parteien, Gewerkschaften und Parlamente wie auch die Schriften unabhängiger Frauenorganisationen einschließlich der damals deutlich politisch ausgerichteten Frauenzeitschriften zeigen, daß auf der Basis der Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus und seinen Ursachen Vorstellungen eines über eine politische Demokratisierung hinausgehenden Neubeginns weit verbreitet sind.<sup>6</sup> Für ehemalige Anhängerinnen des Nationalsozialismus kann das Kriegsende hingegen die Bedeutung einer Krise haben. Dabei hängt es von der Art der Bewältigung dieser Krise ab, ob, wie intensiv und mit welchen politischen Implikationen ein mehr oder weniger vollständiger Wandlungsprozeß verläuft.<sup>7</sup> Für eine weitere Gruppe von Frauen bedeutet die Rückkehr zu demokratischen politischen Verhältnissen die Möglichkeit zur Anknüpfung an ihre Arbeit vor 1933 oder (bei noch sehr jungen Frauen) zu einem „Hineinwachsen“ in die politische Bewegung, der auch ihre Eltern sich zugehörig fühlen.

Die Gruppe der Interviewpartnerinnen, die die Nachkriegszeit als „Aufbruchsphase“ empfinden, setzt sich ausnahmslos aus Frauen zusammen, die zum Zeitpunkt des Kriegsendes Gegnerinnen des Nationalsozialismus sind.<sup>8</sup> Das Kriegsende wird von dieser Gruppe von Frauen als Befreiung von politischen Zwängen empfunden. Hier entsteht, teils aus einer bereits erfolgten Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus heraus, teils durch Erlebnisse nach Kriegende, teils durch eine in bestimmten Substrukturen (Arbeiterbewegung, Frauenbewegung) vorherrschende Stimmung eines Neubeginns der Anstoß zu politischem Engagement. Dabei wird die Befreiung vom Nationalsozialismus nicht als Ziel, sondern als Voraussetzung zu weiteren politischen und frauenpolitischen Veränderungen betrachtet, wobei analog zur zeitgenössischen Diskussion sozialistische, feministische und demokratische Vorstellungen von Bedeutung sind.

Sowohl Interviewpartnerinnen, die zu Kriegsende in mittlerem Alter sind, als auch zu diesem Zeitpunkt

jüngere Frauen (der sogenannten „Hitlerjugendorganisation“) werden durch diese „Aufbruchstimmung“ politisiert. Diese Weckung politischen Interesses erfolgt jedoch nicht plötzlich „aus dem Nichts heraus“, sondern baut auf einem bereits vorhandenen kritischen Bewußtsein und einem im weitesten Sinne demokratischen Wertesystem auf. Dieses Wertesystem geht zum einen aus der Erziehung im Elternhaus sowie bei den Älteren aus dem Einfluß der Jugendbewegung der zwanziger Jahre, zum anderen aus Erfahrungen und Erlebnissen während des Nationalsozialismus hervor, wobei Erziehung und Erleben sich wechselseitig beeinflussen können.

Der Beginn der politischen Arbeit erfolgt bei den hier relevanten Interviewpartnerinnen in Gruppen der Frauenbewegung und der Arbeiterbewegung. Dabei lassen sich jedoch die Motive des „Aufbruchs“ nicht entsprechend eindeutig zuordnen. So geht das Engagement in Frauengruppen und für die Gleichberechtigung der Frau nur bei einer Interviewpartnerin auf das bewußte Erleben des Nationalsozialismus als frauenverachtendes System zurück, ebenso wenig können soziale oder sozialistische Vorstellungen auf konkrete Ausbeutungserfahrungen direkt zurückgeführt werden. Das Vorherrschen feministischer und sozialistischer „Themen“ ist in den meisten Fällen somit mehr auf den Einfluß der zeitgenössischen Diskussion zurückzuführen, durch den eine unspezifische kritische Haltung, die sich bereits in der Gegnerschaft zum Nationalsozialismus ausdrückt, eine weitergehende politische Zielrichtung erhält. Darü-



*Die Macht der Einkaufstasche*

ber hinaus tragen jedoch gerade bei den jüngeren Frauen auch Aufbauwille, Bildungsbedürfnisse und „Lebenshunger“ zu dieser zunächst unspezifischen Aufbruchstimmung bei.

Dabei besteht ein deutlicher Zusammenhang zwischen einer Aufbruchstimmung und positiven Veränderung im persönlichen Bereich, meist in Form eines beruflichen Wechsels zu interessanteren Tätigkeiten. Keine der hier betroffenen Frauen befindet sich in einer Krisensituation, obwohl einige von ihnen mit Verlufterlebnissen konfrontiert sind. Auffällig ist auch, daß alle hier relevanten Interviewpartnerinnen zu diesem Zeitpunkt (noch) nicht verheiratet sind und mit der Sicherung des Überlebens weit weniger belastet sind als andere, so daß Freiräume für politisches und berufliches Engagement existieren. Die Lebenssituation der Frauen, die die Nachkriegszeit als „Aufbruch“ empfinden, ist somit weniger als die anderer Frauen durch alltägliche Sorge, Krisen- oder Trauerprozesse bestimmt, so daß politische Neuordnungsvorstellungen wahrgenommen werden und – ebenso wie berufliche Veränderungen – in den Mittelpunkt des Lebens gerückt werden können. Das Empfinden eines „Aufbruchs“ scheint in engem Zusammenhang zum einen mit einer (wenn auch unter den Bedingungen der Nachkriegszeit sehr bescheidenen) materiellen Absicherung, zum anderen mit der Bereitschaft, alltägliche und persönliche Probleme nicht zu wichtig zu nehmen, zu stehen.

Hier ist sicher auch die Trennung von politischen Neuordnungsvorstellungen und konkreten Alltagsproblemen innerhalb der politischen Linken der Nachkriegszeit von Bedeutung.<sup>9</sup> Im Hinblick auf das Politikverständnis dieser Gruppe von Interviewpartnerinnen kann festgestellt werden, daß dieses vorwiegend an grundsätzlichen Zielsetzungen und politischen Utopien (z.B. „Sozialismus“, „Gleichberechtigung der Frau“) orientiert ist. Dies unterscheidet sie in besonderem Maße von den Frauen, deren politisches Engagement in den fünfziger Jahren beginnt, da diese von vornherein ein weit pragmatischeres, am „Machbaren“ sowie sichtbaren Erfolgen orientiertes Politikverständnis entwickeln.

Interviewpartnerinnen, die sich bis Kriegsende mit dem Nationalsozialismus identifizieren, erleben dieses hingegen als Zusammenbruch ihres bisherigen Orientierungssystems. Dies ist bei den befragten Frauen vorwiegend bei Angehörigen der „Hitlerjugendgeneration“ der Fall. Diese Gruppe stellt somit den Gegenpol zu den oben beschriebenen Frauen dar. Dabei sind diese politisch motivierten Krisen bei den Interviewpartnerinnen fast immer verbunden mit weiteren Zusammenbrüchen in anderen Lebensbereichen, z.B. dem tatsächlichen oder befürchteten Abbrechen beruflicher Entwicklungen aufgrund der Bestimmungen über die Entnazifizierung. Diese Krisen können zum Auslöser von politischen Wandlungsprozessen werden, wobei ein Zusammenhang zwischen der Intensität und Reichweite der Krise und der Vollständigkeit des Wandlungsprozesses existiert.<sup>10</sup> Das Ausmaß der Wandlung ist darüber hinaus auch abhängig von konkreten Personen, die die

Betroffene in eine „neue, alternative Welt“<sup>11</sup> einführen. Diese Personen haben somit eine wichtige Bedeutung für Politisierungsprozesse: Von ihrem politischen Bewußtsein hängt es ab, ob Wandlungsprozesse in Politisierungsprozesse (im Hinblick auf demokratische Parteien und Organisationen) übergehen oder ob diese mit der Verinnerlichung (demokratischer) „vopolitischer“, ethischer oder religiöser Wertvorstellungen enden. Ein bruchloser Übergang von Wandlungs- zu Politisierungsprozessen erfolgt nur, wenn die Personen, die die Betroffenen in eine „neue Welt“ einführen, politisch aktiv sind. Die „neue Welt“ ist hier deutlich an demokratische Parteien oder Organisationen gebunden. Nur in diesen Fällen erfolgt bei dieser Gruppe von Interviewpartnerinnen der Beginn des politischen Engagements bereits in der Nachkriegszeit. Sind die eine Konversion einleitenden Personen nicht politisch aktiv, beginnt das politische Engagement der befragten Frauen erst in den fünfziger Jahren nach weiteren Anstößen von außen, unabhängig vom Wandlungsprozeß und den dabei beteiligten Personen. Hier ist das Politikverständnis der Betroffenen deutlich personenorientiert, wobei sowohl die Ablehnung von Ideologien aufgrund der nationalsozialistischen Vergangenheit als auch das für politische Utopien wenig Raum lassende restaurative Klima der fünfziger Jahre von Bedeutung sein können.

Prozesse der politischen Wandlung stellen somit zwar eine notwendige Voraussetzung für eine Politisierung in demokratischen Parteien und Organisationen dar (sofern nicht lediglich eine äußerliche Anpassung erfolgt), führen aber nicht zwangsläufig zu diesem politischen Engagement.

Im Gegensatz zu „Aufbruch“ und Krise kann das Kriegsende auch als Renormalisierung der politischen Situation erfahren werden. Dies dürfte zum einen für diejenigen vor 1933 engagierten Frauen zutreffen, denen trotz nachkriegsspezifischer Diskontinuitäten ein problemloses Anknüpfen an ihre frühere politische Arbeit gelingt.<sup>12</sup> Über diese Gruppe der vor 1933 politisch aktiven Frauen hinaus ist die Renormalisierung des politischen Lebens auch für diejenigen Töchter aus politisch engagierten Familien von Bedeutung die aus Altersgründen (sie erleben die Nachkriegszeit in der Phase der Frühadoleszenz) während des Nationalsozialismus keine bewußte Gegnerschaft zu diesem System entwickeln. Für sie bietet die Reorganisation von demokratischen politischen Strukturen zum einen die Gelegenheit, erstmals die Eltern als politisch handelnde Menschen wahrzunehmen und unter Umständen „nachzuahmen“, zum anderen die Möglichkeit erster eigener politischer Erfahrungen und Kontakte im Rahmen von Jugendorganisationen. Durch diese können gleichzeitig Prozesse der schrittweisen Lösung vom Elternhaus und weitere, an die elterliche (politische) Erziehung anknüpfende Schritte zum „Hineinwachsen“ in die politische Bewegung, der auch die Eltern angehören, erfolgen. Die veränderten politischen Bedingungen ermöglichen hier somit eine kontinuierliche politisch-biographische Entwicklung.

## 5. ZUSAMMENFASSUNG

Je nach Lebenssituation und bisheriger politischer Entwicklung kann die Nachkriegszeit für politisch engagierte Frauen sowohl eine Phase des Neubeginns, der Krise oder der Kontinuität darstellen.

Der wesentliche Unterschied zwischen den Frauen, die die Nachkriegszeit als Neubeginn, und den Frauen, die sie als Krise erfahren, geht dabei auf die Einstellung gegenüber dem Nationalsozialismus bei Kriegsende zurück. So erleben ausschließlich Gegnerinnen des Nationalsozialismus die Nachkriegszeit als Aufbruchphase, während ausschließlich Interviewpartnerinnen, die sich bis Kriegsende mit dem Nationalsozialismus identifizieren, die Nachkriegszeit als politische Krise empfinden. Zur Politisierung tragen dabei (bei der erstgenannten Gruppe) die im Rahmen der Linken und der Frauenbewegung diskutierten Neuordnungsvorstellungen, vermischt mit Aufbauwille, bei. Bei der zweitgenannten Gruppe kann je nach politischem Umfeld und Krisenbewältigungsstrategie auch bereits im Verlauf der Bewältigung politisch-biographischer Krisen demokratisches politisches Bewußtsein und Engagement entstehen.

Die Bedeutung der Nachkriegszeit als Phase der Kontinuität muß differenziert betrachtet werden. Zum einen kann Kontinuität als Renormalisierung der politischen Verhältnisse, somit als Anknüpfen an den Traditionen der Weimarer Republik betrachtet werden. Zum anderen kann die Nachkriegszeit auch als Kontinuität zur Kriegszeit erfahren werden. Dies betrifft vorwiegend den Bereich der Haus- und Erwerbsarbeit. Ein Zusammenhang zwischen der Kontinuität in diesen Bereichen und einer Politisierung ist bei den befragten Frauen nicht vorhanden, vielmehr bestimmen auch im beruflichen und privaten Bereich eher Diskontinuitäten die das Entstehen von politischem Engagement fördernden oder hemmenden Bedingungen. Dabei hat die sozio-ökonomische Situation der Nachkriegszeit als Erfahrungsraum eine Bedeutung für die Entwicklung von politischem Engagement, jedoch nicht im Zusammenhang mit einem gestiegenen Selbstbewußtsein aufgrund der Leistung von „Überlebensarbeit“, sondern in Verbindung mit Hilfsbereitschaft und sozialem Engagement.

Als Fazit kann somit festgestellt werden, daß die Nachkriegszeit für die Frauen, die sie politisch bewußt erleben, in den meisten Fällen weit eher eine Phase der Veränderung darstellt als eine Phase der Kontinuität. Diese Veränderungen beeinflussen die Entwicklung und Veränderung von politischem Bewußtsein in hohem Maße, unabhängig von ihrer Bewertung als „Aufbruch“ oder Krise.

## ANMERKUNGEN:

- 1 Diese Interviews wurden im Rahmen meiner Dissertation über das Thema „Frauenarbeit und politisches Engagement von Kasseler Frauen in der Nachkriegszeit“ an der Gesamthochschule Kassel durchgeführt. Zur Methode der Durchführung und Auswertung narrativer Interviews vgl. Fritz Schütze: Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis, H. 3, 1983, S. 283 – 293; Ders.: Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien I. Kurseinheit der Fernuniversität Hagen. Hagen 1987; Harry Hermanns: Berufsverlauf und soziale Handlungskompetenz von Ingenieuren. Diss. Kassel 1982.
- 2 Vgl. Annette Kuhn (Hrsg.): Frauen in der deutschen Nachkriegszeit. Bd. 1: Frauenarbeit 1945 – 1949. Von Doris Schubert. (Kuhn 1984) Düsseldorf 1984, S. 13 ff., 29 ff., Bd. 2: Frauenpolitik 1945 – 1949. (Kuhn 1986) Düsseldorf 1986, S. 39 ff.; Anna-Elisabeth Freier / Annette Kuhn (Hrsg.): Frauen in der Geschichte V. (Freier / Kuhn) Düsseldorf 1984, S. 18 ff., 170 ff., 231 ff.
- 3 Vgl. Kuhn 1986, S. 79 ff.
- 4 Vgl. ebd., S. 94 ff.; Freier / Kuhn, S. 51 ff.; Andrea Hauser: „Frauen für den Frieden“ – Politisches Handeln von Frauen in Stuttgart nach 1945. Magisterarbeit im Fach Empirische Kulturwissenschaften an der Eberhard-Karl-Universität Tübingen. Unveröffentlichtes Manuskript. (Hauser) S. 29 ff.
- 5 Vgl. Freier / Kuhn, S. 90 ff.
- 6 Vgl. Kuhn 1986, S. 12 ff., 94 ff.
- 7 Vgl. Gabriele Rosenthal: „... wenn alles in Scherben fällt...“ Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. (Rosenthal 1987) Opladen 1987; Dies. (Hrsg.): Die Hitlerjugend-Generation. Essen 1986.
- 8 Vgl. Hauser, S. 45 ff., 60, 69, 82; Antje Dertinger: Elisabeth Selbert. Eine Kurzbiographie. Hrsg. v. der Bevollmächtigten der Hessischen Landesregierung für Frauenangelegenheiten. (Dertinger) Wiesbaden 1989, S. 20 f.
- 9 „Speck oder Sozialisierung“, vgl. Kuhn 1984, S. 20
- 10 Eine ausführliche Darstellung biographischer Wandlungsprozesse wurde von Gabriele Rosenthal (1987) erstellt. Die Ergebnisse ihrer Forschung konnten durch meine Untersuchung nur bestätigt werden. Hier kann jedoch nur eine verkürzte Darstellung dieser Prozesse erfolgen.
- 11 Rosenthal 1987, S. 35
- 12 Vgl. Hauser, S. 53 ff.; Dertinger, S. 20 ff.

## IWK – DOKUMENTATIONSSTELLE FRAUENFORSCHUNG

Bibliothek / Dissertationen / Diplomarbeiten / Artikelsammlung  
EDV – Datenbank mit 6500 gespeicherten und abfragbaren Titeln

**ÖFFNUNGSZEITEN: MONTAG – FREITAG, 9.00 – 16.00 UHR**  
**Institut für Wissenschaft und Kunst, 1090 Wien, Berggasse 17**

Als im Oktober 1949 der Deutsche Gewerkschaftsbund gegründet wurde, war es nahezu selbstverständlich, daß der Gründungskongreß „Forderungen für die erwerbstätigen Frauen“<sup>2</sup> verabschiedete und mit Thea Harmuth immerhin eine Frau in den elfköpfigen Bundesvorstand wählte.

Sicherung des Rechts der Frau auf Arbeit, gleicher Lohn bei gleicher Arbeit und Leistung, Ausbau des Arbeits- und Sozialschutzes für die Frau, so lauteten die Forderungen. Thea Harmuth wurde Leiterin der Abteilung Frauen beim DGB-Bundesvorstand und in dieser Funktion beauftragt, Richtlinien für die Frauenarbeit zu erarbeiten und Frauensekretariate und -ausschüsse auf allen Organisationsebenen zu bilden.

Frauenspezifischen Forderungen solcherart Gewicht zu geben reflektierte sicher darauf, erwerbstätige Frauen für die Gewerkschaft zu interessieren und als Mitglieder zu werben. Es verdankte sich aber auch der Einsicht derjenigen Frauen, die sich aktiv am Aufbau der Gewerkschaften in der Nachkriegszeit beteiligt hatten und dabei insbesondere die Belange erwerbstätiger Frauen wahrgenommen hatten.

So entsprach das Konzept einer frauenspezifischen Interessenvertretung „sowohl der Tradition von vor 1933 wie auch den zeitbedingten Wünschen der gewerkschaftlich organisierten Frauen“<sup>3</sup> und knüpfte an die Form der Frauenarbeit an, die in der britischen und amerikanischen Besatzungszone teilweise schon verwirklicht worden war.

Was vielen Gewerkschafterinnen in der Nachkriegszeit für eine effektvolle Frauenpolitik offenbar wünschenswert und notwendig erschien, wird allerdings in verschiedenen Untersuchungen zur gewerkschaftlichen Frauenpolitik<sup>4</sup> eher kritisch beurteilt.

Daß die Forderungen des Gründungskongresses bis heute Gegenstand gewerkschaftlicher Frauenpolitik sind und Frauen in haupt- und ehrenamtlichen Funktionen wie auch bei Delegationen zu Kongressen immer noch nicht ihrem Mitgliederanteil entsprechend vertreten sind, spricht in der Tat nicht gerade für die Effizienz der frauenspezifischen Interessenvertretung. Vielmehr zeigt dies, daß die Frauenarbeit ihr doppeltes Ziel – Gleichberechtigung von Mann und Frau im Erwerbsleben und Integration der Frauen in die Gewerkschaftsbewegung – nicht erreichen konnte.

Neben der mangelhaften Unterstützung frauenspezifischer Forderungen seitens der Gesamtorganisation verweisen die Untersuchungen vor allem auch auf die Konzeptlosigkeit und den defensiven Charakter der Frauenpolitik insbesondere der 50er und 60er Jahre und lasten damit den Mangel an Erfolg nicht zuletzt den Gewerkschafterinnen selbst an. Diesem Hinweis soll im folgenden nachgegangen werden.

Während die bisherigen Untersuchungen im wesentlichen auf schriftlichen Quellen, Protokollen und Geschäftsberichten, beruhen, soll hier ein lebens- und erfahrungsgeschichtlicher Ansatz ermöglichen, die Sicht derjenigen einzubeziehen, die als hauptamtliche Gewerkschafterinnen Forderungen und Strategien, Erscheinungsbild und Aktionsprofil gewerkschaftlicher Frauenarbeit maßgeblich bestimmten. Grundlage der folgenden Ausführungen sind dreizehn narrative Interviews mit Funktionärinnen, die nach 1945 in die Gewerkschaft gingen, dort frauenpolitisch aktiv wurden und im Verlauf der 50er Jahre eine hauptamtliche Karriere zumeist in der Frauenarbeit machten, indem sie innerhalb dieses Arbeitsgebietes relativ hohe Funktionen bekleideten, sei es als Mitglied eines geschäftsführenden Hauptvorstandes, Mitarbeiterin der Abteilung Frauen beim DGB-Bundesvorstand oder als Landesfrauensekretärin.<sup>5</sup>

Woher kamen die Frauen, die sich nach 1945 in den Gewerkschaften engagierten? Welche Motive führten sie in die Gewerkschaft und in die Frauenarbeit? Wie traten Frauen in der Gewerkschaftsbewegung der Nachkriegszeit in Erscheinung? Und – mit Blick auf die weitere Entwicklung in den 50er Jahren – welchen Einfluß hatten Lebensgeschichte und Erfahrungen dieser Frauen auf gewerkschaftliche Frauenarbeit und -politik?

Die Gewerkschafterinnen, die ich zwischen 1987 und 1989 zu ihrer Lebensgeschichte und zu ihren beruflichen und politischen Erfahrungen befragt habe, waren bei Kriegsende noch relativ jung, zwischen 19 und 31 Jahre alt. Schon aus Altersgründen konnte deshalb der Eintritt in die Gewerkschaft nach 1945 kaum eine Mitgliedschaft von vor 1933 fortsetzen. Von daher wäre zu vermuten, daß politische Erfahrungen im Elternhaus bzw. in der Jugend die spätere Entscheidung zum politischen Handeln beeinflussen haben, ein Zusammenhang, den verschiedene Untersuchungen über Politisierungsprozesse bei Frauen hervorheben.<sup>6</sup>

Vor diesem Hintergrund ist es erstaunlich, daß nur knapp die Hälfte der befragten Gewerkschafterinnen aus politisch geprägten Elternhäusern stammten, nimmt man als Indikator die Partei- und/oder Gewerkschaftszugehörigkeit mindestens eines Elternteils. Häufig geht allerdings in diesen Fällen die Aktivität über die bloße Mitgliedschaft hinaus und erstreckt sich auf die Übernahme ehrenamtlicher Funktionen, so daß das Familienleben relativ stark von Politik bestimmt war.

Dennoch sehen diese GewerkschafterInnen ihre spätere Entwicklung nicht als bruchlose Fortsetzung dessen, was sie in der Familie erlebt haben. Ihr altersbedingtes Desinteresse an Politik in Rechnung stel-

lend, weisen sie darauf hin, daß ihre Eltern ihnen kaum eine bestimmte politische Überzeugung, sondern eher die Disposition und Bereitschaft zum politischen Handeln, die Freude am öffentlichen Engagement vermittelt haben, ein ‚Erbe‘, daß erst im Rückblick als solches erkannt werden kann, dann nämlich, wenn sie in der späteren Entwicklung wirksam wird und das politisch geprägte Elternhaus und entsprechende familiäre Vorbilder die eigene Entscheidung verstärken und bestätigen.

Die Entwicklung der anderen Hälfte der Gewerkschafterinnen, die auch ohne solche Bestätigung, aus unpolitischen, gewerkschaftsfernen Elternhäusern stammend, den Weg in die Gewerkschaft einschlugen, zeigt, daß ein solcher Weg in die Politik zu einem ebenso konsequenten Festhalten an der einmal getroffenen Entscheidung führen konnte wie die Fortführung einer familiären Tradition. Neben den bestätigenden positiven Erfahrungen in der Gewerkschaft scheinen dazu gerade auch das Abweichen von der vorgezeichneten Linie und die Skepsis der Familie beigetragen zu haben, die die Gewerkschafterinnen als eine Art Erfolgszwang empfanden.

Wie aus der Selbstdeutung der Befragten hervorgeht, waren für ihre berufliche und politische Entwicklung in der Gewerkschaft ohnehin weniger explizit politische Erziehungsinhalte prägend als vielmehr die Förderung persönlicher Fähigkeiten und die Vermittlung allgemeiner Orientierungen wie Selbständigkeit und Durchsetzungsvermögen, Leistungsbereitschaft und Aufstiegsorientierung sowie ein enormer Bildungshunger.

Von ihrem Interesse und ihren Fähigkeiten her hätten sie nur zu gern die höhere Schule besucht, nicht zuletzt auch, um den Traum vom sozialen Aufstieg zu verwirklichen. Noch heute ist das Bedauern darüber herauszuhören, daß sie „nur“<sup>7</sup> die Volksschule besuchen konnten.<sup>8</sup> Einmal spielten dabei finanzielle Gründe eine Rolle – die Väter waren in der Regel einfache Arbeiter oder Angestellte –, vor allem stieß aber der Wunsch nach höherer Schulbildung auf die starren Vorstellungen der Eltern von der weiblichen Geschlechterrolle, der gemäß die Ausbildung einer Tochter zwar nicht als völlig unwichtig, aber doch als nachrangig galt.

Angesichts der frauenpolitischen Ausrichtung ihres späteren Engagements verdient die geschlechtsspezifische Sozialisation der Gewerkschafterinnen genauer betrachtet zu werden. Das Rollenbild der Eltern basiert in der Regel auf dem Prinzip der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, wobei die alleinige Zuständigkeit der Mutter für Haushalt und Familie auch dann nicht in Frage gestellt wurde, wenn die Mutter, was hin und wieder vorkam, „mitverdienen“ mußte. Und wenn ein Elternteil politisch interessiert oder gar engagiert war, dann in der Regel der Vater; der Horizont der Mutter beschränkte sich dagegen auf die Familie.

Von daher ist es kaum verwunderlich, daß die Gewerkschafterinnen eher ihren Vater als Vorbild nennen und daß ihnen die Identifikation mit der Mutter, deren Leben so wenig mit dem eigenen gemeinsam

hat, erheblich schwerer fällt. Am ehesten ist es noch die „soziale Ader“ der Mutter, die die Gewerkschafterinnen bei sich wiederfinden.

Obwohl die Erziehung der späteren Gewerkschafterinnen, entsprechend dem Vorbild ihrer Mütter, an ihren mutmaßlichen Aufgaben als Ehefrau und Mutter ausgerichtet war, konnten alle nach der Volksschule eine Berufsausbildung machen, zum größten Teil in kaufmännischen Berufen, im Büro oder im Handel. Eine Berufsausbildung für Mädchen war damals sicher nicht selbstverständlich, bedurfte aber auch bei einigen der Gewerkschafterinnen des Glücks, nicht die Älteste in der Geschwisterfolge zu sein, die blieb nämlich nicht selten zur Entlastung der Mutter im Haushalt.

Trotz dieser Möglichkeiten ist gerade das Zurückbleiben der realen Bildungschancen hinter den Wünschen und Fähigkeiten charakteristisch für die Bildungsgeschichte der Gewerkschafterinnen, was auch darin zum Ausdruck kommt, daß sie, weit davon entfernt, ihre Ambitionen aufzugeben, intensiv schulische und berufliche Weiterbildungsangebote nutzten bzw. durch Stellenwechsel versuchten, ihre Position zu verbessern.<sup>9</sup>

Der große Stellenwert, den die Gewerkschafterinnen später ihrem Beruf gaben, entsprach insofern früheren Ambitionen; zunächst standen diese allerdings in Konkurrenz mit anderen Perspektiven. Parallel zu ihrer beruflichen Orientierung hatten die Befragten in ihrer Jugend durchaus auch den Wunsch zu heiraten und wären bereit gewesen, ihren Beruf zugunsten von Ehe und Familie aufzugeben. Daß sich diese Pläne oft nicht verwirklichen ließen, war vor allem eine Folge des Krieges und Schicksales vieler Frauen einer Generation, die „die Millionen Gefallener zu verkraften hatte“. In dieser Situation konnten die befragten Frauen ihren beruflichen Ambitionen folgen, ohne sich allzulange mit der Ehe-Perspektive und der Suche nach einem vielleicht doch noch geeigneten Ehepartner aufzuhalten.

Die Erfahrungen der Gewerkschafterinnen mit dem Nationalsozialismus bewegen sich zwischen Ablehnung und Distanz einerseits und partiell positiven Erfahrungs- und Entwicklungsmöglichkeiten andererseits. Bis auf eine, die wegen Kriegsdienstverweigerung das letzte Kriegsjahr im Konzentrationslager zubringen mußte, gehören die Befragten zu denen, die im Sprachgebrauch der Entnazifizierung als Mitläuferinnen zu bezeichnen wären. Während die Älteren betonen, daß sie sich den Zumutungen des totalitären Regimes entzogen haben, so weit dies ohne größere Gefahr möglich schien, fehlte den Jüngeren oft die Möglichkeit zur kritischen Distanz. Für sie war der Nationalsozialismus „normales Leben“, dem sie keine anderen Erfahrungen entgegenzusetzen hatten und der schließlich nicht nur ‚schlechte‘, sondern auch ‚gute Seiten‘<sup>10</sup> zu bieten hatte.

Für junge Mädchen war der Nationalsozialismus nicht ausschließlich durch das ideologische Frauenbild, heute eher den ‚schlechten‘ Seiten zugeordnet, bestimmt. Gerade gegenläufige Momente bilden die

„gute“ Seite und scheinen auch langfristig wirksamer gewesen zu sein. So bestand die Attraktivität des BDM weniger in den nationalsozialistischen Inhalten als in der Möglichkeit, sich von der Familie zu lösen und neue Erfahrungsräume zu erkunden.<sup>11</sup> Der dort erzeugte Aktivismus konnte nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus in ganz andere Gruppierungen führen, z.B. in die Gewerkschaft.

Und beruflich ambitionierte Frauen konnten – grotesk und nachvollziehbar zugleich – selbst dem Krieg eine „gute Seite“ abgewinnen, weil er die Möglichkeit eröffnete, kriegsdienstverpflichtete Männer beruflich zu vertreten und somit – wenn auch auf Zeit – Aufgaben zu übernehmen, die bisher weitgehend Männern vorbehalten waren. Die so zu Tage getretenen Fähigkeiten waren, einmal sichtbar geworden, aus dem Selbstbild nicht mehr wegzudenken und beanspruchten auch über die Ausnahmesituation des Krieges hinaus Geltung, wenn auch die Rückkehr der Männer zunächst einmal einen Rückschritt in der beruflichen Entwicklung bedeuten konnte.

Inwiefern Erfahrungen im Nationalsozialismus ein politisches Bewußtsein bei denen entstehen lassen konnten, die bis 1933 unpolitisch waren und sich dann als Mitläuferinnen verhielten, ist nicht leicht nachzuvollziehen. Wichtig scheint bei den Älteren die Distanz zum politischen Geschehen gewesen zu sein, die, trotz partieller Übereinstimmung, von den Befragten selbst als kritische Distanz beschrieben wird, aus der heraus das Ende der nationalsozialistischen Herrschaft ersehnt und deshalb auch positiv erlebt wurde. Aus der zum Teil als beschämend empfundenen Ohnmacht angesichts des totalitären Regimes scheint sich ein Verantwortungsgefühl entwickelt zu haben, das nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus dazu motivierte, die bisherige Passivität aufzugeben und Verantwortung für den Aufbau einer Demokratie zu übernehmen.<sup>12</sup>

Entscheidend dafür, daß die Befragten in der zweiten Hälfte der 40er Jahre Mitglied einer gewerkschaftlichen Organisation wurden, waren vor allem Erfahrungen in der Nachkriegszeit. Dies gilt sowohl für die Älteren, besonders aber auch für die Jüngeren, die mit gewisser Unbekümmertheit z.B. ihre Mitgliedschaft im BDM hinter sich ließen und neue Anknüpfungspunkte suchten und fanden. Für nahezu jede war dies eine Phase des Umbruchs, weil gewohnte Lebenszusammenhänge, Orientierungen und Perspektiven meist gewaltsam zerstört wurden und durch neue ersetzt werden mußten. Trotz Schmerz und Trauer, die dieser Prozeß zunächst einmal hervorrief, beinhaltete er auch die faszinierende Chance, fremde Impulse aufzugreifen, unbekannte Wege einzuschlagen und damit dem Leben eine völlig neue Richtung zu geben.

Besondere Auswirkungen auf die spätere Entwicklung hatten dabei vor allem berufliche Umbrüche. Für eine ganze Reihe der Befragten war das Kriegsende mit einem beruflichen Wechsel, einigen Monaten der Arbeitslosigkeit oder berufsfremder Gelegenheitsarbeit verbunden. Keine konnte aber ernsthaft erwägen, ihren Beruf aufzugeben; alle mußten sich auf

eine langfristige Berufstätigkeit einstellen, weil der Verlobte bzw. Ehemann gefallen war, vermißt blieb oder berufsunfähig war. Dabei auf eine qualifizierte Ausbildung zurückgreifen zu können, unterschied die Gewerkschafterinnen von einer Vielzahl anderer alleinstehender Frauen dieser Zeit und erleichterte die berufliche Orientierung. Einige kamen über den Arbeitsplatzwechsel direkt zur Gewerkschaft, indem sie dort Schreib- oder Verwaltungskraft wurden. Bei allen bildete aber die Orientierung auf den Beruf die erste Voraussetzung dafür, mit Gewerkschaften in Kontakt zu kommen und dort von der Euphorie des Aufbaus einer neuen politischen Ordnung angesteckt zu werden.

Denn obwohl sich der weitaus größte Teil der Bevölkerung nach den Erfahrungen der militärischen Niederlage und des politischen Zusammenbruchs politisch desinteressiert zeigte, herrschte im kleinen Kreis der politisch Aktiven eine geradezu euphorische Begeisterung für den Neuaufbau, die nicht nur die Alt-Aktiven von vor 1933 auf den Plan rief, sondern auch solche erfassen konnte, die bisher unpolitisch waren oder, im Nationalsozialismus groß geworden, immer „nur eine Meinung gehört“ hatten. Die befragten Gewerkschafterinnen entschieden sich in dieser Zeit oft sehr bewußt, in Zukunft „mitgestalten“ zu wollen, und empfanden diese Entscheidung selbst als einen Wendepunkt ihres Lebens.

Ohne Rückgriff auf frühere politische Erfahrungen lag der Eintritt in eine Partei denen, die nicht aus einem politisch geprägten Elternhaus stammten, zunächst einmal fern. Dagegen bot die Gewerkschaft als Zusammenschluß aller demokratischen Kräfte, als Ordnung und Gerechtigkeit stiftende Organisation im Nachkriegschaos gerade politischen Neulingen breitgefächerte Identifikationsmöglichkeiten. Die Einheitsgewerkschaft traf genau ihr politisches Weltbild, das nur die Unterscheidung „Nazi“ und „Anti-Nazi“ kannte. Oft führte dann erst die Mitgliedschaft in der Gewerkschaft zum Eintritt in die Partei, wobei Erfahrungen in der Gewerkschaft die meisten dahingehend bestimmten, sich für die SPD zu entscheiden.<sup>13</sup>

Mit ihrem Wunsch, sich politisch zu betätigen, stießen die Befragten kaum auf Hindernisse. Im Gegenteil. Das politische Klima der Nachkriegszeit, so die Gewerkschafterinnen, zeigte sich, zumindest im Vergleich zu den 50er Jahren, auffallend frauenfreundlich. Sowohl von alliierten als auch von deutscher Seite wurden Frauen für die politische Mitarbeit umworben, sicher nicht zuletzt deshalb, weil sie von der jüngsten Vergangenheit weniger desavouiert schienen als Männer.<sup>14</sup> Dadurch entstand die kuriose Situation, daß gerade der Mangel an politischer Erfahrung jetzt zum politischen Engagement qualifizieren konnte. Ob in der Entnazifizierung, in Parteien oder Gewerkschaften, die interviewten Frauen fühlten sich als Mitarbeiterinnen gefragt. Die Fülle von Funktionen, die einige in kurzer Zeit übernehmen konnten, bestätigt dies.

Generell war der Versuch, Frauen in die Politik einzubinden, allerdings nicht besonders erfolgreich. Die

Befragten gehören zu einer kleinen Minderheit von Frauen, die sich in der Nachkriegszeit im engeren Sinne politisch engagierten, zumal in gemischtgeschlechtlichen Organisationen.<sup>15</sup> Gerade das Desinteresse der meisten Frauen an der Politik ermöglichte aber den wenigen politisch aktiven Frauen in Parteien und Gewerkschaften rasante Karrieren. Denn so wenig aktive Frauen es in der Gewerkschaftsbewegung der Nachkriegszeit gab, so gute Chancen boten sich denen, die sich für eine ehrenamtliche Funktion zur Verfügung stellten. Neben dem ausdrücklichen Bemühen um Frauen spielte dabei sicher auch die totale Überalterung der männlichen Führungsschicht und damit zusammenhängend die Notwendigkeit, Nachwuchs auszubilden, eine Rolle.

Dennoch gab es in hauptamtlichen Funktionen zunächst so gut wie keine Frauen. Gefragt waren Frauen offenbar dann, wenn es um Schreib- und Verwaltungstätigkeiten ging. Nicht zufällig waren diejenigen der Befragten, die schon in der zweiten Hälfte der 40er Jahre bei einer Gewerkschaft angestellt waren, Verwaltungsangestellte oder Stenotypistinnen. Ihr Weg in die Gewerkschaft war nicht selten primär beruflich motiviert, und erst über die berufliche Tätigkeit entwickelten sie Interesse an der politischen Arbeit, wobei Qualifikationsdefizite männlicher Vorgesetzter diesen Prozeß begünstigten.

Denn die Gewerkschaftssekretäre, die den Büro- und Verwaltungsarbeiten oft mehr als ratlos gegenüberstanden, waren auf fähige und engagierte Mitarbeiterinnen angewiesen, die in der Lage waren, eigenverantwortlich zu arbeiten, und bereit waren, Aufgaben zu übernehmen, die auch über die Verwaltungstätigkeit hinausgingen. Solche Mitarbeiterinnen wuchsen wie selbstverständlich in die politische Arbeit hinein, ohne jedoch entsprechende Ansprüche an Status und Entlohnung zu formulieren. Der Aufbau der Gewerkschaften beruhte insofern nicht unwesentlich auf der Ausbeutung weiblichen Arbeitsvermögens.

Erst mit der gewerkschaftlichen Frauenarbeit entstand ein Arbeitsbereich, für den ausdrücklich Frauen erst als ehrenamtliche, zunehmend aber auch als hauptamtliche Kräfte gesucht wurden. Engagierte und ambitionierte Frauen, die teils in Betriebsgruppen, teils in der allgemeinen Gewerkschaftsarbeit, vor allem aber auch in den Verwaltungsstellen der Gewerkschaft durch Arbeitseinsatz, Leistungsbereitschaft und Interesse an politischen Fragestellungen aufgefallen waren, bekamen nun die Chance zu einer hauptamtlichen Gewerkschaftskarriere mit Hilfe gewerkschaftlicher Bildungsangebote. Die befragten Gewerkschafterinnen konnten somit bisher unerfüllte Bildungswünsche wieder aufnehmen und an berufliche Ambitionen anknüpfen.

Dabei bot die Arbeit in der Gewerkschaft die Möglichkeit, beruflichen Aufstieg mit sozialem Engagement zu verbinden, was gerade Frauen erlaubte, ihre Aufstiegsambitionen vor sich selbst und vor anderen zu legitimieren. So betonen die Gewerkschafterinnen, daß Gewerkschaftsarbeit für sie in erster Linie Arbeit mit und am Menschen war und daß ihr über-

durchschnittliches Engagement nicht die eigene Karriere, sondern das Wohl der Gewerkschaftsbewegung zum Ziel hatte.

Die Einstellung der Gewerkschafterinnen zur Frauenarbeit war bemerkenswerterweise zunächst widersprüchlich. Gerade die Rasananz, mit der sich ihr Aufstieg in der Frauenarbeit zum Teil vollzog, erschwerte die Identifikation mit diesem Arbeitsgebiet. Die Gewerkschafterinnen bezweifelten gar nicht die besonderen Probleme von Frauen im Erwerbsleben; da sie ihren eigenen Aufstieg aber als Ergebnis von Leistung interpretierten, für den sie keinen „Minderheitenschutz“ hatten in Anspruch nehmen müssen, erschien ihnen die Notwendigkeit gesonderter Frauenarbeit fragwürdig. So lange sie selbst auf der Welle des Erfolges schwammen, konnten sie sich kaum vorstellen, daß innerhalb einer demokratischen Organisation wie der Gewerkschaft, die sie als so frauenfreundlich erlebten, Frauen benachteiligt werden könnten. Frauenarbeit konnten sie sich von daher bestenfalls als vorübergehende Erscheinung denken, die so lange notwendig sei, bis auch andere Frauen das Maß an politischem Selbstbewußtsein hätten, das die Gewerkschafterinnen für sich selbst reklamierten.

Vor diesem Hintergrund wird vielleicht auch verständlich, daß die Initiative für Frauenarbeit längst nicht immer von Frauen ausging. Oft waren es ältere Kollegen, die Frauen anregten, eine Frauenversammlung durchzuführen und einen Frauenausschuß zu gründen. Keiner der Befragten drängte sich dagegen



spontan die Erinnerung an ältere Frauen mit Gewerkschaftserfahrung aus der Zeit der Weimarer Republik auf, die in der gewerkschaftlichen Frauenarbeit nach 1945 Ton und Richtung bestimmt hätten.<sup>16</sup> Sicherlich wird es auch solche Frauen gegeben haben. Diese blieben aber eher Einzelerscheinungen und wurden weniger als Wortführerinnen denn als gleichrangige Kolleginnen betrachtet. Sicher nicht zuletzt deshalb, weil auch bei diesen Frauen die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Gewerkschaft – Frauen machen Verwaltungsarbeit, Männer die politische Arbeit – griff und sie von daher kaum als Multiplikatoren wirken konnten.

Auffallend im Erscheinungsbild gewerkschaftlicher Frauenarbeit der Nachkriegszeit war vielmehr die große Zahl junger, gewerkschaftspolitisch unerfahrener Frauen,<sup>17</sup> die die Vorstellung mitbrachten, zunächst selbst noch viel lernen zu müssen, die sich zwar der Masse der Frauen überlegen fühlten, gleichzeitig aber wie selbstverständlich die Überlegenheit männlicher Kollegen voraussetzten. Anstatt selbstbewußt an die Tradition aktiver Gewerkschafterinnen der Weimarer Republik anzuknüpfen, sahen sie ihre Arbeit als in jeder Hinsicht voraussetzungslosen Neuanfang, dem der Anspruch auf gleichberechtigte Teilnahme am gewerkschaftlichen Aufbau fernlag.<sup>18</sup>

Die Konsequenz dieser Unterordnung zeigte sich bei der Wahl einer Frau in den Bundesvorstand des DGB. Gedacht als Aufwertung gewerkschaftlicher Frauenarbeit und Anerkennung des Einsatzes von Frauen in der Zeit des Aufbaues, geriet sie zur ersten massiven Auseinandersetzung, an der die Machtlosigkeit der Gewerkschafterinnen gegenüber der Gesamtorganisation sichtbar wurde.

Der Konflikt entzündete sich an der Nominierung einer Kandidatin. Während sich die Gewerkschafterinnen in ihren Gremien vorab auf Liesel Kipp-Kaule, Mitglied der SPD und Vorsitzende des Frauenausschusses der britischen Zone, verständigt hatten, favorisierten die männlichen Gewerkschaftsstrategen Thea Harmuth, die, aktiv in der Gewerkschaftsbewegung der amerikanischen Zone und Mitglied der CDU, die Vertretungsansprüche gleich zweier Interessensgruppen, Frauen und Christen, befriedigen sollte. Hans Böckler gelang es mit Hilfe seiner Autorität als Vorsitzender „seiner“ Kandidatin gegen die der Frauen durchzusetzen.

Die Wahl Thea Harmuths sorgte nicht nur deswegen für Verstimmung, weil sich der Kongreß selbstherrlich über die Vorentscheidung der Gewerkschafterinnen hinweggesetzt hatte, vor allem fühlten sich diese auch durch Thea Harmuth nicht vertreten. Während sie sich von Liesel Kipp-Kaule eine kämpferische und emanzipatorische Ausrichtung der künftigen Frauenarbeit versprochen hatten, schienen ihnen mütterliche Ausstrahlung und kirchliche Orientierung Thea Harmuths wenig geeignet, Frauen gewerkschaftspolitisch anzusprechen und zu aktivieren. Viele Funktionärinnen beschlossen deshalb mehr oder weniger offen, die Zusammenarbeit mit der Abteilung Frauen auf ein Minimum zu reduzieren, was sich auf die Frauenarbeit nicht eben förderlich

ausgewirkt haben dürfte.<sup>19</sup>

Für die Gewerkschafterinnen war die Wahl Thea Harmuths die erste schwere Niederlage, an der sich ablesen ließ, welche Bedeutung die Gesamtorganisation der Frauenarbeit in Zukunft beizumessen bereit war. Während in der Nachkriegszeit Frauen in der Gewerkschaft unterstützt und frauenpolitische Themen mit gewisser Selbstverständlichkeit von der Gesamtorganisation aufgegriffen worden waren, stießen die Gewerkschafterinnen in den 50er Jahren vermehrt auf Widerstände bei den Kollegen. Zunächst umworben, wurden die Frauen nun zu einer Minderheit innerhalb der Gewerkschaft, deren Forderungen hinter denen mächtigerer Interessensgruppen zurückzutreten hatten und deren Ansprüche auf Funktionen außerhalb der Frauenarbeit fast immer zurückgewiesen wurden.

Angesichts ihrer bisher so positiven Erfahrungen waren die Gewerkschafterinnen auf diese Wendung offenbar überhaupt nicht vorbereitet. Erst allmählich wurde ihnen bewußt, daß die Masse der Männer wenig in die Umsetzung frauenpolitischer Forderungen investieren würde und daß sie die Positionen, die sie für Frauen forderten, Männern würden wegnehmen müssen. Gleichzeitig fühlten sie sich aber außerstande, diese Auseinandersetzung zu führen. Wider Willen und gleichsam unbewaffnet wurden sie zu Gegnerinnen in einem Geschlechterkampf, in den die Männer den Anspruch der Frauen auf Gleichberechtigung verwandelten.

Das selbstbewußte und offensive Auftreten, das den Gewerkschafterinnen für die Gründungsphase vielfach bescheinigt wird<sup>20</sup> und das auch im Selbstbild der befragten Gewerkschafterinnen eine große Rolle spielt, scheint fragwürdig angesichts des Versagens in dieser Auseinandersetzung. Für den harten Kampf um Macht- und Einflußsphären reichte das Durchsetzungsvermögen offenbar nicht aus. Auf Vorurteile und Angriffe konnten viele Frauen nur mit Verunsicherung und Rückzug reagieren. Die gewerkschaftliche Frauenarbeit wurde mehr und mehr zu einer „isolierten Spielwiese“,<sup>21</sup> die der Gesamtorganisation zur Legitimation und Kompensation diene, insofern der Hinweis auf die Existenz frauenpolitischer Gremien die Wahrung des Scheins ermöglichte, es werde etwas für Frauen getan, und gleichzeitig den Ausschluß der Frauen von den eigentlichen gewerkschaftspolitischen Machtzentren rechtfertigen half.

Darüber hinaus beförderte das Verhalten der Gewerkschafterinnen selbst diese Entwicklung. Sie machten die Frauenarbeit zu einer Art Schonraum, in dem sie sich der Auseinandersetzung mit Männern, deren Verhaltensnormen und Kommunikationsregeln ein Stück weit entziehen konnten und den zu verlassen vielen Frauen überhaupt nicht erstrebenswert schien. In den Gremien gewerkschaftlicher Frauenarbeit kultivierten sie einen eigenen politischen Stil, den sie jedoch gerade nicht in die Arbeit mit Männern einzubringen versuchten, sondern als politischen „Nachholbedarf“ ihrerseits abqualifizierten.

Eine solche Auffassung gewerkschaftlicher Frauennarbeit kam einer Selbstentmachtung gleich. Wie die bereitwillige Unterordnung frauenpolitischer Forderungen unter gewerkschaftliche Allgemeinziele nicht die Gleichberechtigung von Mann und Frau im Erwerbsleben voranbringen konnte, so kontraproduktiv war der Rückzug der Gewerkschafterinnen in die Gremien gewerkschaftlicher Frauenpolitik für die Integration der Frauen in die Gesamtorganisation. Bevor eine breitere Konzeption gewerkschaftlicher Frauenpolitik und eine offensivere Interessenvertretung, wie sie sich Ende der 60er Jahre allmählich abzeichnete, möglich war, mußten sich die Gewerkschafterinnen zunächst einmal von konservativen Geschlechterrollen und einengenden Verhaltensnormen befreien.

#### ANMERKUNGEN:

- 1 Dieser Aufsatz gibt Ergebnisse einer umfangreichen Untersuchung zum Zusammenhang lebensgeschichtlicher Erfahrungen höher Gewerkschaftsfunktionärinnen und gewerkschaftlicher Frauenpolitik von 1945 bis Ende der 60er Jahre wieder.
- 2 Protokoll des Gründungskongresses der DGB in München vom 12. - 14. Oktober 1949, S. 337 f.
- 3 Thea Harmuth auf der 1. Bundesfrauenkonferenz des DGB in Mainz 1952, nachzulesen im Protokoll S. 46 f.
- 4 Zur Geschichte der Frauenpolitik der DGB liegen relativ wenig Untersuchungen vor. Neben einigen Examensarbeiten wie Regina Konrad: Frauenarbeit des DGB. Der Antifeminismus der Gewerkschaften als Resultat ihrer reformistischen Politik, Dipl. Arb. Univ. Berlin 1970 und Ingetraud Ruhnke: Zur Ideologie gewerkschaftlicher Frauenarbeit, Dipl. Arb. Univ. Berlin 1973 und kurzen Aufsätzen wie Johanna Hund: Das Recht auf Arbeit und gleichen Lohn. Zur gewerkschaftlichen Frauenarbeit in der Bundesrepublik, in: Florence Hervé (Hrsg.): Geschichte der deutschen Frauenbewegung, Köln 1983 und Ulla Ralfs: „Gleicher Lohn für gleiche Leistungen“. Gewerkschaftsfrauen in den 50er Jahren, in: Perlonzeit. Wie die Frauen ihr Wirtschaftswunder erlebten, Berlin 1985 sind dies Gisela Losseff-Tillmanns: Frauenemanzipation und Gewerkschaften (1800 - 1975), Diss. Univ. Bochum 1975 (In der Veröffentlichung dieser Arbeit, Wuppertal 1979, fehlt der ohnehin knappe Teil über die Zeit nach 1945.), Claudia Pini: Das Arbeitnehmerpatriarchat. Die Frauenpolitik der Gewerkschaften, Köln 1977 und Angelika Lippe: Gewerkschaftliche Frauenarbeit. Parallelität ihrer Probleme in Frankreich und der Bundesrepublik (1949 - 1979), Frankfurt a.M./New York 1983. Noch schlechter sieht es für die Frauenarbeit der Einzelgewerkschaften aus. Über die Frauenarbeit der IG-Metall Maria Boris: 25 Jahre Frauenarbeit in der IG-Metall, Frankfurt a.M. 1977 und über die Frauenarbeit der GEW Friederike Heinzel: Frauen für Fraueninteressen, Die Entwicklung der gewerkschaftlichen Frauenarbeit in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft seit 1947, Weinheim/München 1990. Im übrigen sei hier auf die neueste Bibliographie zum Thema verwiesen: Karin Derichs-Kunstmann: Gewerkschaftliche Frauenarbeit von 1945 bis heute. Eine Bibliographie, in: Informationen, Beiträge, Kommentare, Heft 9/90, hrsg. vom Forschungsinstitut für Arbeiterbildung, Recklinghausen 1990
- 5 Um die Größe des Samples einordnen zu können, hier einige Daten zum Vergleich: 1971 waren beim DGB 50 und bei Einzelgewerkschaften insgesamt 82 Frauen hauptamtlich beschäftigt. Vgl. Gisela Losseff-Tillmanns, a.a.O., S. 681 f. Dreizehn Befragte sind demnach immerhin 10%
- 6 So z.B. Nori Möding: Die Stunde der Frauen? Frauen und Frauenorganisationen des bürgerlichen Lagers, in: Broszat/Henke/Woller (Hrsg.): Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland, München 1988. Dort auch ein Hinweis auf Christl Wickert: Weiblicher Lebenszusammenhang und politische Arbeit. Zur Politi-

sierung von SPD-Frauen in der Weimarer Republik. Die Auswirkungen ihrer Arbeit auf das persönliche Leben, in: Dokumentation der Tagung „Weibliche Biographien“ in Bielefeld im Oktober 1981, hrsg. von der Sozialwissenschaftlichen Forschung und Praxis für Frauen e.V., Beiträge 7 zur feministischen Theorie und Praxis, München 1982. Marie-Luise Janssen-Jurreit vertritt sogar die These, Frauen benötigen stärkere familiäre Anstöße zum politischen Engagement als Männer. Marie-Luise Janssen-Jurreit: Sexismus. Über die Abtreibung der Frauenfrage, München 1976, S. 346

- 7 Wenn nicht durch Fußnoten gesondert ausgewiesen, benutze ich die Anführungszeichen, um wörtliche Formulierungen der Interviewpartnerinnen zu kennzeichnen. Für besondere Hervorhebungen benutze ich dagegen einfache Anführungszeichen.
- 8 Nur zwei der dreizehn Befragten besuchten das Gymnasium und machten das Abitur.
- 9 Auch quantitative Untersuchungen weisen auf den häufigen Berufswechsel hoher Gewerkschaftsfunktionäre vor Beginn ihrer hauptamtlichen Karriere hin und schließen von daher auf deren Aufstiegsorientierung. Reinhard Jühe: Soziale Herkunft und Aufstieg von Gewerkschaftsfunktionären, in: Beiträge zur Gesellschafts- und Bildungspolitik, 13/1977, S. 16
- 10 Zu den „guten“ und „schlechten“ Seiten des Nationalsozialismus aus der Sicht von Frauen vgl. Nori Möding: Kriegs-Folgen. Kriegserfahrungen von Frauen und ihre Verarbeitung, in: Ulrich Borsdorf (Hrsg.): Über Leben im Krieg, Reinbeck bei München 1989
- 11 Vgl. dazu auch Nori Möding: „Ich muß irgendwo engagiert sein - fragen Sie mich bloß nicht, warum“. Überlegungen zu Sozialisationserfahrungen von Mädchen in NS-Organisationen, in: Niethammer/Plato (Hrsg.): „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin/Bonn 1985
- 12 Eine der Befragten, die vor 1933 „kein Interesse“ an Politik und „kein politisches Gefühl“ hatte, begründet ihr Engagement nach dem Krieg folgendermaßen: „Man mußte erst geweckt werden. Das war die Nazi-Zeit für mich, die hat mich geweckt. Während die anderen übergelaufen sind, hat mich das erst zum Nachdenken gebracht. So ist das eben in solchen Zeiten.“
- 13 Elf der Befragten entschieden sich für die SPD, zwei für die CDU. Während generell die These Alexander v. Platos bestätigt wird, die Einheitsgewerkschaft habe als „Durchgangsschleuse“ zur SPD fungiert (Alexander v. Plato: „Der Verlierer geht nicht leer aus“. Betriebsräte geben zu Protokoll, Berlin/Bonn 1984, S. 188), waren in der gewerkschaftlichen Frauenarbeit auch CDU-Mitglieder relativ stark vertreten, weil das weibliche Mitglied im DGB-Bundesvorstand zugleich für den christlich-konservativen Proporz zuständig war, was auch auf untere Organisationsebenen Einfluß hatte.
- 14 Sowohl Amerikaner als auch Briten unterstützten die Bildung frauenpolitischer Einrichtungen und förderten Frauen in leitenden Positionen unter dem Aspekt der reeducation. Vgl. Henry P. Pilgert with the assistance of Hildegard Waschke: Women in West-Germany. With Special Reference of the Women's Affairs Branch Office of Public Affairs Office of the U.S. High Commissioner for Germany, Bad Godesberg 1952. Als Beispiel für das Verhalten deutscher Politiker sei hier ein Aufruf Kurt Schumachers in der Neuen Ruhrzeitung vom 12.4.1949 genannt, dessen Überschrift lautete „Wir rufen die Frauen zur Mitarbeit auf“. Nachzulesen im Katalog der Ausstellung „Frauenalltag und Frauenbewegung 1890 - 1980“, hrsg. vom Historischen Museum Frankfurt, Frankfurt a.M. 1980, hier Materialband 4 „Nachkriegszeit und Fünfziger Jahre“, zusammengestellt von Annette Kuhn und Doris Schubert, S. 169
- 15 Für die allermeisten Frauen war offenbar schon die Mitgliedschaft in einer Partei oder Gewerkschaft uninteressant. Nur 1% der weiblichen Wahlberechtigten waren in den 50er Jahren Mitglied einer Partei. Gabriele Bremme: Die politische Rolle der Frau in Deutschland. Eine Untersuchung über den Einfluß der Frauen bei Wahlen und ihre Teilnahme in Partei und Parlament, Göttingen 1956, S. 218. Von über 7 Millionen erwerbstätigen Frauen waren 1950 nur knapp 900 000 Mitglied einer DGB-Gewerkschaft. Osterland/Deppe u.a. (Hrsg.): Materialien zur Lebens- und Arbeitssituation der Industriearbeiter in der BRD, Frankfurt a.M. 1973, Tabelle 47, Angelika Lippe, a.a.O., S. 263

- 16 Auch wenn die Befragten selbst nicht zu dieser Generation gehörten, sollten sie sich doch an solche Frauen erinnern können. Entsprechende Nachfragen wurden aber zumeist verneint. Von daher scheint mir die Behauptung Angelika Lippes zweifelhaft, daß von den Gewerkschafterinnen, die bis in die 60er Jahre hinein Funktionen bekleideten, „ausgesprochen viele (...) bereits um 1920 in die praktische Gewerkschaftsarbeit kamen“. Angelika Lippe, a.a.O., S. 111
- 17 Neben den Aussagen der befragten Gewerkschafterinnen spricht dafür auch die Tatsache, daß von den 234 Delegierten der 1. Bundesfrauenkonferenz nur 55 über 50 Jahre alt waren. Siehe Bericht der Mandatsprüfungskommission im Protokoll der 1. Bundesfrauenkonferenz des DGB in Mainz 1952, S. 166
- 18 Dazu Gisela Losseff-Tillmanns: „Die Gewerkschafterinnen und Arbeiterinnen haben keinen Grund, die Vorwürfe zu akzeptieren, die sie des mangelnden Engagements, der fehlenden Initiative, organisatorischen Desinteresses, Undankbarkeit gegenüber männlicher Solidarität bezichtigen. Das Vergessen, das Emma Ihrer. Paula Thide, Ida Altmann, Matha Tietz und viele andere zu unbekanntem Namen in der Gewerkschaftsbewegung werden ließ, begünstigte die Überlebenschance solcher Vorwürfe bis heute.“ Gisela Losseff-Tillmanns, a.a.O., S. 6
- 19 So erinnert sich Thea Harmuth, daß die Frauen, die 1949 bereits haupt- und ehrenamtlich in der Gewerkschaft mitarbeiteten, „für die Aufgaben einer Abteilung ‚FRAUEN‘ im Bundesvorstand nur wenig konkrete Unterlagen zur Verfügung stellen oder etwa Vorschläge für die Arbeit bei Aufnahme der Tätigkeit machen (konnten), die als Vorbild und Wegweiser anzusehen gewesen wären.“ Mit Beginn ihrer Arbeit beim DGB habe auch in der Frauenarbeit etwas Neues beginnen müssen. Protokoll der 1. Bundesfrauenkonferenz in Mainz 1952, S. 46 f.
- 20 Vgl. vor allem Ulla Ralfs, a.a.O.
- 21 Vgl. Claudia Pinl, a.a.O.

---

INGRID SCHMIDT-HARZBACH

## DAS VERGEWALTIGUNGSSYNDROM

Massenvergewaltigungen im April und Mai 1945 in Berlin

---

### KAMPF UM BERLIN UND KOLLEKTIVER AUSNAHMEZUSTAND

Im militärischen Sinn war der Kampf um Berlin nicht mehr kriegsentscheidend. Der Sieg der Roten Armee stand schon fest bevor der Kampf anging. Die deutsche Niederlage war von vornherein besiegelt. Die militärische Ausgangssituation war ungleich: Der zehnfachen Übermacht der sowjetischen Armee stand auf deutscher Seite ein zusammengeschrumpftes Kontingent körperlich erschöpfter und demoralisierter Soldaten gegenüber, dazu noch Volkssturm, Hitlerjugend und wenige Frauen. Die deutsche Seite führte einen selbstmörderischen, verzweifelten Abwehrkampf. Mit großem Propagandaaufwand wurde dieser von den Nationalsozialisten als Verteidigung Deutschlands, Europas, des Abendlandes schlechthin gegen den Mongolensturm und den Bolschewismus inszeniert.

„Diesem neuen Mongolensturm gegenüber darf es keine Schwäche und keine Weichheit geben. Wir führen jetzt einen Krieg ohne Gnade gegen jene, die deutsche Frauen schänden oder in sowjetische Frontbordelle schicken wollen, die unsere Kinder quälen und morden, Millionen Männer durch Genickschuß liquidieren und den Rest als Arbeitsklaven in die Zwangsarbeitslager der Sowjetunion verschicken wollen... Wir fühlen die Augen unserer Frauen und Kinder in erstem Vertrauen auf uns gerichtet. Vor sie treten wir als Beschützer; vor ihnen errichten wir den Wall, der der roten Flut aus dem Osten und der Ausrottung und Aushungerung durch die Westmächte Einheit gebieten soll.“<sup>1</sup>

Der rassenpolitische Wahn der Nazis war auch auf administrativem Weg konsequent: um die „arische Rasse“ vor der Vermischung mit dem Blut der „russischen Untermenschen“ reinzuhalten, wurde der § 218 außer Kraft gesetzt.

Der Erlass vom 14. März 1945 des Reichsministers des Inneren über die „Unterbrechung von Schwangerschaften, die auf eine Vergewaltigung der Frauen durch Angehörige der Sowjetarmee zurückzuführen sind“, regelte die Zusammenarbeit von Gesundheitsämtern und Kriminalpolizeistellen. Leitende Medizinalbeamte haben – so heißt es – sicherzustellen, daß in den Landesfrauenkliniken, den entsprechenden Abteilungen der Krankenhäuser oder sonstigen geeigneten Einrichtungen die Schwangerschaftsunterbrechungen durchgeführt werden können. Sollte sich eine Frau weigern, abzutreiben, so müsse sie „von dem Gesundheitsamt auf geeignete Weise überwacht werden, damit eine Erfassung rassisch unerwünschter Nachkommenschaft sichergestellt ist.“<sup>2</sup> Dieser Passus bringt klar zum Ausdruck, daß die „ethische“ Indikation eine rassistische war. Sie ist Glied in der Kette nationalsozialistischer Rassenpolitik. Abtreibung wurde nur den Frauen genehmigt, die von sowjetischen Armeeingehörigen vergewaltigt worden waren, bei Vergewaltigung durch westalliierte Soldaten hingegen durfte nicht abgetrieben werden.

Die Bühne der deutschen Inszenierung „grandioser Untergang“ war allerdings von vornherein beschränkt: die deutsche Zivilbevölkerung ließ sich

nicht auf die selbstzerstörerische kämpferische Volksgemeinschaft einschwören. Sie ist abgetaucht in ein in sich zersplittertes Höhlenberlin und sorgte sich ums Überleben. Berlin verlor „im Endkampf“ seinen Charakter als Großstadt und zerfiel in viele Einzelteile. Aus den Hausgemeinschaften der Kriegsjahre sind in den letzten Monaten Kellergemeinschaften geworden.

Anstatt Hitlers herbeibeschworener kämpferischer Volksgemeinschaft bildeten sich viele abertausende Gemeinschaften passiv Erduldender und Leidender, die ihr Schicksal – nicht mehr individuell – sondern als kollektives empfanden. Der Großteil der Zivilbevölkerung hauste so zumindest 14 Tage, zu meist aber einen Monat oder mehrere Monate in schlecht eingerichteten Kellern und Bunkern: Passiv als Objekt der äußeren Umstände in Grauen, Angst und Hunger.

In dieser Situation – quasi zwischen beiden Fronten – waren es die Frauen, die als Subjekt mit Mut ums Überleben kämpften, aus den Kellern gingen, Wasser holten, Lebensmitteln organisierten, Brände löschten usw.

„Ohne die Frauen wäre das Leben in Berlin im April 1945 erloschen. Ohne die Männer hingegen wäre alles genauso verlaufen ... nur hätten die Frauen weniger Sorgen und etwas weniger Arbeit gehabt.“<sup>3</sup>

Während der Krieg zuende ging, fing der kollektive Ausnahmezustand der Zivilbevölkerung an. Vom 23. April bis zum 1. Mai 1945 wurde Stadtteil für Stadtteil Berlins von der Roten Armee genommen. Mit und nach der ersten Berührung von Roter Armee und deutscher Bevölkerung trat eine Entfesselung beider ein. Alle Berichte der letzten Apriltage und ersten Maiwoche beschreiben Plünderungen und Vandalismus durch die Zivilbevölkerung.

Die Kellergemeinschaften verloren „binnen Stunden eine in Jahrhunderten entwickelte Sitte und Zivilisation ... die der nackten Barbarei Platz machen kann.“<sup>4</sup>

In mehreren Tagebüchern wird dies als „Rausch-Zustand“ mit stark animalischem Charakter beschrieben, vielfach in Verbindung mit alkoholischen Exzessen.

„Und plötzlich, als hätte die Unterwelt sie ausgespien, sammelt sich um den toten Ochsen eine lärmende Menge. Aus hundert Kellerlöchern kriechen sie hervor. Weiber, Männer, Kinder. Hat sie der Blutgeruch hervorge lockt? Mit Eimern komme sie gelaufen. Mit Bütteln und Wannen. Sie schreien und gestikulieren, reißen sich die Fleischfetzen aus der Hand ... Noch nie ist mir so elend gewesen. So also sieht die Stunde der Befreiung aus. Der Augenblick, auf den wir zwölf Jahre gewartet haben? Daß wir uns um Ochsenleber balgen. Raffen, was wir nicht brauchen, einheimsen, was wir nie besitzen wollten?“<sup>5</sup>

Hatte bis dahin der „Kampf um Berlin“ eine die Zivilbevölkerung lähmende, das bürgerliche Gesicht und den Alltag aufrechterhaltende Wirkung, so zeigte sich jetzt im „Zusammenbruchspunkt“ am Rande der Existenz in der Frage Leben oder Tod was von den Haltungen und Ideologien wirklich Bestand hatte. Die

herrschende Moral, Sitte und Zivilisation der Bevölkerung brach zusammen. Eine Desintegration des alltäglichen Lebens trat ein, eine Aufhebung des Gesellschaftlichen in einen Chaoszustand. Unsere These ist, daß im kollektiven Ausnahmezustand zwei Momente aufeinandertreffen: die Zivilbevölkerung als Subjekt und Objekt – als Subjekt im Kampf um ihr Überleben und als Objekt durch Zugriff von Soldaten der Roten Armee und in allen Möglichkeiten der Vermischung. Dies galt in erster Linie für die Frauen.

## VERGEWALTIGUNG ALS KOLLEKTIVE ERFAHRUNG

Die Massenvergewaltigungen von Ende April bis Mitte Mai 1945 in Berlin waren ein Kollektiverlebnis, das, wenn auch nicht selbst als Opfer, so doch in unmittelbarer Umgebung miterlebt wurde.

„Hier handelt es sich um ein Kollektiverlebnis, vorausgewußt und viele Male vorausgewußt, viele Male vorausbefürchtet – um etwas, das den Frauen links und rechts und nebenan zustieß, das gewissermaßen dazugehörte.“<sup>6</sup>

Nach vorsichtigen Schätzungen von Erich Kuby sollen es mehrere zehntausend Fälle gewesen sein.<sup>7</sup> Ferdinand Friedensburg (CDU), späterer stellvertretender Oberbürgermeister in Berlin, spricht von „mehr als der Hälfte der Frauen“, die vergewaltigt wurden (bei 1,8 Mio weibl. Einwohnern und 250.000 Soldaten der Roten Armee).<sup>8</sup> Die tatsächliche Anzahl liegt vermutlich zwischen diesen beiden Schätzungen. Die Problematik einer präzisen Quantifizierung liegt auf der Hand.

Frauen aller sozialer Schichten und fast jeden Alters – 10–12-jährige Mädchen bis 80-jährige Frauen wurden zu Opfern. Kuby nimmt an, daß 80% der Vergewaltigungen sich im Zeitraum vom 24.4. bis 3.5. zugetragen haben, danach nur noch in einzelnen Fällen. Andere berichten, daß sich die Vergewaltigungen bis Mitte Mai hingezogen haben.

Acht Tage feierten die Soldaten der Roten Armee ihren Sieg. Trunken von Alkohol, von einer Weltstadt mit mehrstöckigen Häusern aus Stein, nahmen sie sich die Frauen als Symbol ihres Sieges; in einem atavistischen Rausch, in dem sich Gewalt und Sex überlagerten. Während der Siegesfeiern hatten die Vergewaltigungen den Charakter von Wellen, danach traten sie nur vereinzelt auf.

Die Massenvergewaltigungen im April/Mai 1945 sind in ihren Auswirkungen bis heute brisant. In der Art und Weise, wie das Erlebte von den betroffenen Frauen heute reproduziert wird, zeigt sich, daß die Wunden nur oberflächlich verheilt sind.

Erika Hoerning resümiert ihre Erfahrungen in den Interviews mit Berliner Frauen (Interviews nach 1983 gemacht): „Sie stockten im Erzählfluß, weinten, reproduzierten bis ins Detail die damalige Situation, versicherten, daß diese Erinnerung auch heute noch ein heikles Thema für sie sei, daß sie, wenn sie darüber reden, wieder Ängste und Ekel von damals fühlen würden.“<sup>9</sup>

Ähnliche Erfahrungen habe ich auch in meinen In-

terviews und Gesprächen gemacht. Bemerkenswert ist, daß fast alle Frauen jetzt nach vier Jahrzehnten erst über die Erfahrung der Vergewaltigung sprechen konnten, es fiel auf, daß bei der Thematisierung keine angemessenen Begriffe zur Verfügung standen, außer Detailtreue und Stereotypbildungen.

Die tatsächliche Breite dieser „sexuellen Begegnung“ im kollektiven Ausnahmezustand ist so extrem polar, wie auch der ursprüngliche Sextrieb an sich: Leben und Tod, Sex und Gewalt sind in ihrer Doppelgesichtigkeit und Ambivalenz oft greifbar. Die Extreme bewegen sich zwischen sadistischem Lustmord an deutschen Frauen und dem „schönsten Liebeserlebnis“ deutscher Frauen: dazwischen ist die ganze Breite des damals als kollektiv-alltäglich Erlebten, aber von heutigem Alltagsbewußtsein „Unerhörtem“.

„Trotzig bekennt das kleine stramme Mädchen, daß es gar nicht geschützt werden will. Ihr sexuelles Erlebnis mit dem Sieger-Soldaten hat sie so angenehm beeindruckt, daß sie es wiederholen möchte. Mit irgendeinem! Wir sind sprachlos.“<sup>10</sup>

„Abends ging die Mitbewohnerin gerne zu den Russen, sie bekam gutes Essen und nebenbei sagte sie diese seien viel zärtlicher.“<sup>11</sup>

E. Kuby resümierte diese Seite der sexuellen Begegnung:

„Es ereignete sich damals alles, was menschlich ist, und so entstand manchmal auch aus wahlloser Gewaltanwendung eine echte Liebesbeziehung. Dann wurden Namen, ja Briefe ausgetauscht, und es kam vor, daß sowjetische Soldaten bei ihrem Truppenteil einen Antrag auf Heiratserlaubnis stellten; nach den vorhandenen Unterlagen wurde allerdings 1945 kein einziger dieser Anträge genehmigt.“<sup>12</sup>

M. Bovery schildert das andere Extrem:

„Frau Giese und ihre vier reizenden Töchter und eine Frau v. Sydow und deren Tochter waren hängt im Keller. Dazwischen lag ein schnarchender Russe. Die Frauen waren aber nicht durch Erhängen getötet worden, sondern vorher vergewaltigt und übel zugerichtet worden, wohl Lustmord; die Leichen schleiften am Boden, – die vier Mädchen zwischen 8 und 14 Jahren hatte ich zuletzt beim Ostereiersuchen gesehen, da waren sie so vernügt und lebenslustig.“<sup>13</sup>

Solche Lustmorde waren Einzelfälle und wurden nicht, wie oft befürchtet, zum Massenmord aus Trieb und Rachebefriedigung. Häufiger jedoch waren Tötungen von Frauen, die sich dem Geschlechtsverkehr verweigerten und von Männern, die versuchten, Vergewaltigung zu verhindern.

Ein allgemeines Bild der Vergewaltigungen für Gesamtberlin zu fassen, ist u.E. kaum möglich. Soweit dies möglich ist, habe ich das in meinem Aufsatz versucht.<sup>14</sup> Was sich jedoch bei weiterer Annäherung in dieser Frage herauskristallisiert ist, daß verschiedene Zufälligkeiten, einzelne Attraktoren eine entscheidende Rolle spielten, wie etwa die Welle der Vergewaltigungen verlief und dies von Stadtteil zu Stadtteil unterschiedlich war, wie sich Kommandant und Offiziere zu den Vergewaltigungen ihrer Truppe stellten, deutschen Frauen Schutz boten und/oder

Vergewaltigung ahndeten: Entscheidend war auch, ob sich im Kiez oder Stadtteil Alkohollager befanden, in deren Umgebung es dann meistens zu den exzessiven Gewalt- und Vergewaltigungsszenen kam.

Wie wir uns auch mühen, ein allgemeines Bild der Massenvergewaltigungen im Frühjahr 1945 in Berlin zu fassen, es ist nicht möglich, ohne letztendlich in ein Stereotyp zu verfallen. Je weiter wir uns vorarbeiten in bezug auf dieses Phänomen, desto mehr bestimmen Besonderheiten und die bestimmten Zufälligkeiten das „Bild“. Als Eckdaten für dieses Bild bleiben jedoch:

Es gab keinen Befehl bzw. Erlaubnis an die Rote Armee, zu vergewaltigen,

als Massenerscheinung traten die Vergewaltigungen als Welle auf in Zusammenhang mit den Siegesfeiern,

und in der jahrtausendealten patriarchalen Tradition als Bestandteil des Krieges des Mannes.

In der Vergewaltigung als Tat von Eroberern kommt die allgemeine Frauenverachtung zum Vorschein, die Mißachtung der körperlichen und persönlichen Integrität von Frauen. Die „Schändungen“ der Soldaten der Roten Armee sind nur ein Glied in der Kette einer sexistischen Tradition: Vergewaltigungen als fester Bestandteil von Kriegshandlungen ziehen sich wie ein roter Faden durch die Geschichte, unabhängig von Nationalität, geographischer Lage, kulturellem Niveau, von Rasse, Klasse, Kaste oder Ideologie.<sup>15</sup>

## DEUTUNGSMUSTER WEIBLICHEN VERHALTENS

Ein allgemeines Moment der Vergewaltigung scheint die durch Gewalt auf die Spitze getriebene Erfahrung der Sex/Objekt-Rolle zu sein. So verstanden es auch die Frauen, wenn sie von „drangenommen“ sprachen bzw. schreiben und sich dabei selbst entsubjektivieren.

Durch dies sich selbst Entsubjektivieren wurde der Schock aufs Kollektiv verlagert und so erstmals verarbeitet für die Gegenwart. Die subjektive Wunde hingegen wurde verdrängt und kommt erst Jahrzehnte später hoch, wie wir es in den vielen Gesprächen und Interviews erleben mußten.

Andererseits wurde die lange Erfahrung feudaler Geschlechtsrolle, Sex Objekt zu sein, als auf die Spitze getriebene Erfahrung kollektiv. Der Objekt-Geschlechtsakt ohne den Überbau Liebe ist so von der Berlinerinnen erfahren worden. Er gehörte gewissermaßen zum Krieg dazu, als Kriegsfolge – erzwungen und unpersönlich aber auch als Möglichkeit, Sex als Ware zu behandeln. Die Berlinerinnen hörten deshalb nicht auf zu leben, nahmen sich nicht kollektiv das Leben, sondern sie wechselten ihre Anschauung und Haltung.

„Gleichsam über Nacht haben sie, nachdem sie die Gefahr erstmals erkannt haben, sich eine Unzahl von Vorsichtsmaßnahmen und Listen ausgedacht, um dem Unheil zu entgehen oder seine Wiederholung zu verhindern. ... Wer die innere Kraft und In-

telligenz aufbrachte, weder Mißtrauen noch Furcht zu zeigen, und im richtigen Augenblick den richtigen Einfall hatte, ... kam in der Regel ungeschoren davon.“<sup>16</sup>

„Aber wer sie anschaut, als wären sie gefährlich, dem werden sie gefährlich“, resümiert Ruth Andreas-Friedrich.<sup>17</sup>

Die Berlinerinnen griffen zurück auf die traditionellen Listen weiblicher Ohnmacht, um den Gegner zu täuschen, ihm auszuweichen oder ihn durch psychologische Erfassung der Situation zu unterlaufen. Die Listen der Frauen waren vielfältig und auch individuell verschieden: sich als Junge oder Mann verkleiden, die Gesichter mit Ruß schwärzen, sich verhandeln, ver mummen „wie alte Weiber“, ansteckende Krankheiten, wie TBC und Geschlechtskrankheiten vortäuschen, sich verstecken auf Dachböden, in Gärten, auf Balkons, auf Hängeböden, sogar in Leichenhallen oder in obersten Stockwerken, die die Rotarmisten scheuten, sich die Kinderliebe der russischen Soldaten zunutze machen.<sup>18</sup>

Der Versuch, aus Notwehr Gegengewalt anzuwenden, bleibt die Ausnahme. Die Gewalt gegen sich selbst zu wenden angesichts erfahrener Gewalt hingegen kam häufiger vor.

„Sie schänden unsere Töchter, sie vergewaltigen unsere Frauen... Es gibt kein anderes Gespräch in der Stadt. Und es gibt keinen anderen Gedanken. Selbstmordstimmung liegt in der Luft.“<sup>19</sup>

Nach den Vergewaltigungen ging eine zweite Selbstmordwelle durch Berlin, von der jedes Tagebuch, jede Autobiographie berichtet. „Ehre verloren, alles verloren... Gift oder Kugel, Strang oder Messer. Zu Hunderten bringen sie sich um.“<sup>20</sup>

Der Zwang, sich in dieser Chaossituation verhalten zu müssen, eröffnete den Frauen die Möglichkeit, einen Sicht- und Verhaltenswechsel zu vollziehen, um nicht mehr nur „stumme Beute zu sein“ und Überleben zu sichern. In den Kellern, Wohnungen, beim Schlangestehen wurde über Vergewaltigung geredet, wie über das Wetter oder die neuesten Lebensmittelzuteilungen. In dieser Öffentlichkeit wurde das kollektiv Erlittene auch kollektiv verarbeitet:

„Hier aber handelt es sich um ein Kollektiv-Erlebnis. ... Diese kollektive Massenform der Vergewaltigung wird auch kollektiv überwunden werden. Jede hilft jeder, indem sie darüber spricht, sich Luft macht, der Anderen Gelegenheit gibt, sich Luft zu machen, das Erlittene auszuspelen.“<sup>21</sup>

Mit Spott, Hohn, Witzen und Zynismus versuchten die Frauen mit der ihnen angetanen Gewalt fertigzuwerden, eine Reaktion auf die erlebte Erniedrigung. Sie bezeichneten sich selbst als „Treppenbeute“, reagierten mit „krankhafter Lustigkeit“, übertrafen einander „in puncto Schändungshumor“ in den sich über die Kellermonate gebildeten Solidargemeinschaften der Frauen.<sup>22</sup>

In diesen Gesprächen wurde auch geringschätzig über die erotischen Qualitäten der Sowjetsoldaten geurteilt, ein Versuch, sich an den Demütigungen zu rächen. Als neu erfahren wurde die offene Gesprächsform und die Thematisierung der Sexualität überhaupt.

„Niemals habe wir uns früher über derartiges ausgesprochen. Wir hätten uns geschämt, unser Herz bloßzulegen. Jetzt drängt das Tiefste nach oben.“<sup>23</sup>

„Auf einmal Finger an meinem Mund. Gestank von Gaul und Tabak. Ich reiße die Augen auf. Geschick klemmen die fremden Hände mir die Kiefer auseinander. Aug in Auge. Dann läßt der über mir aus seinem Mund bedächtig den angesammelten Speichel in meinen Mund fallen.

Erstarrung. Nicht Ekel, bloß Kälte. Das Rückgrat gefriert, eisige Schwindel kreisen um den Hinterkopf.

(...) Er kramt, bevor er geht, etwas aus seiner Hosentasche, schmeißt es stumm auf den Nachttisch, rückt den Sessel beiseite, knallt hinter sich die Tür zu. Das Hinterlassene: eine verkrummelte Schachtel mit etlichen Papyrossen darin. Mein Lohn. Als ich aufstand, Schwindel, Brechreiz.

(...) Sagte dann laut: Verdammt! und faßte einen Entschluß. Ganz klar: Hier muß ein Wolf her, der mir die Wölfe vom Leibe hält. Offizier, so hoch es geht. Kommandant, General, was ich kriegen kann. Wozu hab ich meinen Grips und mein bißchen Kenntnis der Feindsprache?“<sup>24</sup>

Viele Frauen nehmen die Überlebenschance wahr, sich einen Gönner mit möglichst hohem militärischem Rang als Beschützer zu nehmen, der sie mit lebensnotwendigen Naturalien versorgte. Die Grenze zwischen Überleben – „Essen-anschlafen“ – und Prostitution wurde fließend. Beide Sphären vermischen sich in Überlebensprostitution.

Unter der kollektiven Erfahrung der Vergewaltigungswelle traten im wesentlichen zwei weibliche Reaktionsmuster hervor: durch weibliche List aus der Position Ohnmacht die Welle zu unterlaufen oder Anerkennung der eigenen Objektrolle Geschlecht und darin sachlich kalkulatorischen Umgang entwickeln, während die erste eine traditionell weibliche Reaktionsweise ist, deutet die zweite in Richtung der Modernisierung des Frauentyps, was Gestaltwechsel bedeutet, hin.

Exemplarisch für diesen Frauentyp ist die Verfasserin des Tagebuchs „Eine Frau in Berlin“, was wir auch in ihrer Haltung zum deutschen Mann bestätigt sehen.

„Immer wieder bemerkte ich in diesen Tagen, daß sich mein Gefühl, das Gefühl aller Frauen den Männern gegenüber ändert. Sie tun uns leid, erscheinen uns so kümmerlich und kraftlos. Das schwächliche Geschlecht. Eine Art von Kollektiv-Enttäuschung bereitet sich unter der Oberfläche bei den Frauen vor. Die männerbeherrschte, den starken Mann verherrlichende Naziwelt wankt – und mit ihr der Mythos, ‚Mann‘ ... Am Ende des Krieges steht neben vielen anderen Niederlagen auch die Niederlage der Männer als Geschlecht.“<sup>25</sup>

## § 218

Was geschah mit den Opfern, den Frauen, die schwanger wurden? In welcher Form wurde der § 218 angewandt? Unmittelbar nach der Kapitulation diskutierten eine Kommission aus Juristen, Amtsärzten, Polizisten, Beamten und Geistlichen hinter verschlossenen Türen über den legalen Schwanger-

schaftsabbruch für vergewaltigte Frauen. Daraus folgten keine schriftlichen Direktiven. Ein stillschweigendes Einverständnis zwischen Polizei, Staatsanwälten und Richtern setzte den § 218 jedoch faktisch außer Kraft.

Die Ärztin Barbara von Renthe-Fink, 1947 – 1949 Vizepräsidentin der Zentralverwaltung für Gesundheitswesen in der SBZ, erinnert sich im Gespräch:

„Da wurde gar nicht so viel darüber gesprochen. Die erste Zeit. Da kamen die Frauen zu mir in die Praxis, und es wurde schnell gemacht. Es waren viele Kollegen, die das ebenso taten. Man half den Frauen. Sie wurden nicht gemeldet, nicht aufgeschrieben, nichts. Diese Abbrüche wurden einfach so gemacht, und da hat kein Mensch danach gefragt.“<sup>26</sup>

Einer großen Anzahl von Frauen gelang es, wenn sie durch Zeugenaussagen beweisen konnten, durch Gewalt geschwängert worden zu sein, auf Kosten des Gesundheitsamtes in Krankenhäusern einen Abbruch vornehmen zu lassen. Da Medikamente nur in begrenzten Mengen zur Verfügung standen, wurde der Eingriff im allgemeinen ohne Narkose vorgenommen. Dabei handelte es sich in vielen Fällen um eine ambulante Behandlung, denn die Krankenhäuser waren überfüllt.

Schwangerschaftsabbrüche fielen unter die „ethische Indikation“. Was sich hinter dieser Diagnose verbirgt, klingt aus evangelischer Sicht in den *Erinnerungen* von Propst Heinrich Grüber an:

„Wir entschlossen uns zu weiteren Maßnahmen, um den Frauen zu helfen. (...) Der Arzt und die Krankenschwester waren beauftragt, Desinfektionen vorzunehmen. Wir haben auch für diese Zeit den § 218 des Strafgesetzbuches, soweit es sich um ethische Indikationen handelte, außer Kraft gesetzt, denn wir wollen es den deutschen Gefangenen nicht zumuten, daß sie nach der Entlassung unter ihren Kindern ein fremdes vorfinden. Das hätte nach unserer Überzeugung nur Haß und Feindschaft gesät.“<sup>27</sup>

Angesichts der Großzügigkeit der Behörden, der Selbstverständlichkeit, mit der Frauen abtreiben durften, drängt sich die Frage ihres Zusammenhangs mit dem Nazi-Erlaß auf. Auch wenn die Verantwortlichen von damals – im Gespräch heute – sich an diesen Erlaß nicht erinnern.

#### MÄNNLICHE DENKMUSTER FÜR DIE KOLLEKTIVE VERARBEITUNG

Wie reagierten die deutschen Männer, die doch von der nationalsozialistischen Propaganda in so massiver Weise aufgefordert wurden, die Frauen zu schützen? Erich Kuby beschreibt aus seiner Sicht das Verhalten deutscher Männer:

„Wir wissen von einem weiteren halben Dutzend Berlinern (unter Hunderttausenden), daß sie für ihre Frauen eintraten und dafür mit dem Leben bezahlten. Wir wissen von in paar Dutzend (es mögen insgesamt wohl einige hundert gewesen sein), daß sie ohne umgebracht zu werden, klug und besonnen imstande waren, ihre eigenen Frauen oder

Frauen aus ihrer nächsten Umgebung vor Vergewaltigungen zu bewahren (...) Ansonsten wissen wir von der überwiegenden Mehrzahl der Männer, daß sie sich hinter den Frauen verkrochen, Angst hatten und feige waren – unvorstellbar feige.

Auch die Frauen hatten Angst, aber sie waren mutig – unvorstellbar mutig (...) Die Vergewaltigungen in Berlin jedoch, bei denen im übertragenen Sinn die gesamte männliche Bevölkerung zuschaute, ohne etwas zu riskieren, waren nicht nur der Punkt auf i der Niederlage, sondern boten auch die ideale Gelegenheit einer psychologischen Revanche. Wenn man schon den Sowjets daraus, daß sie den Krieg gewonnen hatten, keinen Vorwurf machen konnte – aus der Tatsache, daß einige Zehntausend von ihnen Vergewaltigungen begangen haben, ließ sich ein moralischer Aufstand inszenieren.“<sup>28</sup>

Die Massenvergewaltigungen der Rotarmisten wurden für viele deutsche Männer zum Alibi, eigene Gewalttaten und Grausamkeiten gegen Frauen der ehemals eroberten Völker zu verdrängen. Beschlagnahmte deutsche Dokumente, 1946 bei den Nürnberger Prozessen vorgelegt, beweisen, daß von den deutschen Eroberern systematisch vergewaltigt wurde, um Terror zu verbreiten: polnische, jüdische und russische Frauen wurden geschändet und in vielen Fällen grausam ermordet.<sup>29</sup>

Die vergewaltigten Berlinerinnen werden obendrein noch stigmatisiert. Nicht nur, daß Ehemänner, Verlobte, Väter, Freunde – ob als Tatzeugen oder nicht – sich mit Abscheu von ihren geschändeten Frauen abwenden, die Ehen oder Beziehungen lösen, sie bürdeten dem Opfer obendrein noch die Mitschuld an der Tat auf. Ein Makel haftet zeitlebens an ihnen, auch in den weiterbestehenden Ehen.

Ohne ideologische, patriarchale Verbrämung heißt das; Schändungen durch die Sieger zerstören bei den unterlegenen Männern alle noch verbliebenen Illusionen von Macht und Besitz. Der vorübergehende „Besitzwechsel“ der vergewaltigten Frauen als Siegesbeute vermindert offenbar den Wert der Frau als potentielles Eigentum des Mannes.

In den Berichten und Gesprächen taucht wiederholt die Meinung auf, Frauen hätten sich freiwillig hingegeben. In der Beziehung Sieger – Besiegte ist von vornherein ein hierarchisches, autoritäres Machtgefüge gegeben, das den Handlungsspielraum des Opfers einschränkt. Die Angst, bei Weigerung das Leben aufs Spiel zu setzen, lähmt die Widerstandskraft. Frauen sind in langer Tradition erzogen, an männliche Macht und Überlegenheit zu glauben, auf Gegengewalt zu verzichten und sich in die Rolle der Verliererin zu fügen. In der Ausnahmesituation – wie sie im April 1945 geschah – kommt diese patriarchale Bedingung vieler Frauen zum Vorschein. Das ist der Hintergrund für die sogenannte Einwilligung.

Im Vorwurf an deutsche Frauen, sie hätten sich den Siegern preisgegeben, steckt nicht nur gesellschaftliche Ächtung von Fraternisieren, sondern auch die Anklage der nationalen Untreue. Augenscheinlich ist die geschlechtsspezifische Differenz beim Erleben der Niederlage: Frauen werden doppelt besiegt – als Teil des Volkes, der Nation und noch

einmal als Geschlechtswesen.

In den öffentlichen Trauerritus um den verlorenen Krieg werden die Opfer der Vergewaltigungen selbstverständlich nicht miteinbezogen. Sie erhalten keine Entschädigungen. Mit Veteranenvereinen, Vertriebenenverbänden, Filmen und Literatur haben sich Männer Möglichkeiten geschaffen, ihre traumatischen Kriegserlebnisse in der Weise zu verarbeiten, daß sie ihre „Unfähigkeit zu trauern“ eher zementierten. Es wird den deutschen Männern erleichtert, eigene Gewalttätigkeit zu verdrängen und individuelle Schuld von sich abzuweisen, weil ein realer Kern von Erfahrung den Massenvergewaltigungen durch Sowjetsoldaten zugrunde lag. Das macht heute noch die Mächtigkeit des Vergewaltigungssyndroms in seiner antikommunistischen und rassistischen Variante aus. Die Frauen hingegen bleiben individuell belastet.

Für sie war ihr persönliches Leiden zunächst dadurch gemildert, daß es eine Kollektiverfahrung war, die anfänglich Raum hatte in einer spezifischen Frauenöffentlichkeit. Diese Möglichkeit bestand jedoch nur in der Zeit unmittelbar nach den Massenvergewaltigungen. Mit der Auflösung der Frauenolidargemeinschaften als sich das Leben „normalisierte“, erst recht in den 50er und 60er Jahren – im Zeichen des wiederum gefestigten Mythos Mann, von „Weiblichkeitswahn“ und heilem Familienglück – wurde das Erlebte verdrängt, fand seinen Ausdruck nur noch im gemeinsamen Antikommunismus von Männern und Frauen.

Alleingelassen von der Gemeinschaft bei der individuellen Verarbeitung des Erлittenen, wird so die persönliche Verarbeitungsgeschichte, da privatisiert, völlig abhängig von den günstigen oder ungünstigen Voraussetzungen der Biographie jeder einzelnen Frau und deren privater Umgebung. Die unausgesprochene Forderung, die erlittene Vergewaltigung als ungeschehen zu behandeln, belastet zusätzlich den Prozeß der Verarbeitung.<sup>30</sup> Die Dimension der nachhaltigen und prägenden Wirkung der erlebten Gewalt auf die Seele, das Körperempfinden sowie das Verhältnis zur Sexualität bei jeder einzelnen der vergewaltigten Frauen ist uns bisher nur annähernd möglich.

#### DIE POLITISCHE DIMENSION DER MASSENVERGEWALTIGUNGEN

Die geschichtsbildende Wirkung der Massenvergewaltigungen auf politischer Ebene war immens. Die Mai-Ereignisse spielten eine Rolle bei der Bildung einer sozialistischen Einheitspartei, waren präsent bei der ersten Nachkriegswahl und zeigten ihre Wirksamkeit während der Blockade.

Die Massenvergewaltigungen waren in der zwischenmenschlichen Kommunikation ein öffentliches Thema, aber nicht in der Öffentlichkeit. Weder von den neu entstandenen Parteien, den Frauenvereinigungen, den Magistratsstellen, Kirchen noch in der Tagespresse oder im Radio wurde sie thematisiert.

Alle wußten um ihre Wirkung, aber das Thema blieb tabu.

Auch die neugegründeten Frauenorganisationen – die Frauenausschüsse ebenso wie der Deutsche Frauenbund, der spätere Berliner Frauenbund – schwiegen, auch auf ihren internen Sitzungen.

Nach unserem Quellenmaterial spielte die Frage bei KPD und SPD parteiintern eine Rolle, sie wird aber nicht nach außen getragen.

Im hohen Maße beeinträchtigten die Massenvergewaltigungen das Prestige der Sowjetunion. Die Exzesse der Roten Armee standen im Widerspruch zu ihrem Anspruch, eine Befreiungsarmee zu sein. „Die Sowjets hätten als Befreier in Berlin gelten können, wenn sie ihre Mannschaft in der Hand gehabt hätten.“<sup>31</sup>

Auch wenn die sowjetische Seite damals wie heute die Massenvergewaltigungen nicht öffentlich thematisierte, belegen Dokumente, daß sie mit dieser Problematik konfrontiert war und auch Stellung bezog.

In welchem Ausmaß die Gewalttaten im allgemeinen Bewußtsein präsent waren, erfuhr der oberste Repräsentant der Sowjetunion in Deutschland und „Befreier Berlins“, Marschall Schukow, in einem ersten Kontaktgespräch mit führenden Sozialdemokraten Ende Juni 1945. Er fragte seine Gesprächspartner nach der Stimmung in der Bevölkerung. Ihm wurde geschildert wie die Vergewaltigungen und Plünderungen auf eine durch die Goebbelsche Propaganda vorbereitete Bevölkerung gewirkt und sogar Antifaschisten enttäuscht habe. Schukow habe daraufhin nichts abgestritten, nichts beschönigt, sondern erklärend auf die Greueltaten der SS in den osteuropäischen Staaten und auf den demoralisierten Zustand der Soldaten infolge des langandauernden Krieges hingewiesen. Aber „er greife durch und schrecke selbst vor Erschießungen nicht zurück.“<sup>32</sup>

Deutsche Augenzeugenberichte bestätigen, daß die Vergewaltigungen in mehreren Fällen schärfstens geahndet wurden. Nach Kriegsrecht wurden Vergewaltiger durch verantwortliche Offiziere ohne Verfahren sofort erschossen. Besonders streng bestraft wurden die Vergewaltiger minderjähriger Mädchen.

#### DIE KPD UND DIE MASSENVERGEWALTIGUNGEN

Die KPD-Genossen waren stark verunsichert und zwar nachhaltig. Dies wurde deutlich im Rahmen parteiinterner Öffentlichkeit, wo es in dieser Frage zu einer scharfen Kontroverse und zu einer Art Aufstand gegen den Parteivorsitzenden kam. Allerdings geschah dies zum Zeitpunkt der Aufbruchsstimmung nämlich vor der Gründung der KPD bevor die demokratisch-zentralistischen Organisationsstrukturen restauriert waren.

Im Frühsommer 1945 brach der „Sachverhalt“ der Vergewaltigungen in eine Arbeitskonferenz ein, auf der sich aktive, größtenteils in den Verwaltungen tätige Parteigenossen aus allen Bezirken trafen. Es war eine Kadermitgliederversammlung. Mehrere Par-

teifunktionäre forderten hier eine klare Stellungnahme zum Schwangerschaftsabbruch für schwangere Frauen sowie eine entsprechende Richtlinie für Ärzte und Gesundheitsdezernenten. Walter Ulbricht erklärte daraufhin die Diskussion für abgeschlossen. „Zum ersten Mal in meinem Leben erlebte ich, was ich bis dahin kaum für möglich gehalten hätte: Offene Protestrufe gegen den höchsten Parteivorsitzenden“<sup>33</sup> stellte Wolfgang Leonhard fest.

In der folgenden erregten Debatte ging es nicht nur um die Zulassung des Schwangerschaftsabbruches überhaupt, um das Recht der Abtreibung für Arbeiterfrauen, sondern es wurde in mehreren Redebeiträgen verlangt, grundsätzlich, offen und klar zu den Übergriffen der Rotarmisten Stellung zu beziehen. Man dürfe sich nicht um die Frage herumdrücken, sondern müsse sich gerade als deutscher Kommunist von diesen Vorkommnissen distanzieren und falls notwendig, sie auch offen verurteilen. Schließlich erklärte Ulbricht nochmals die Diskussion für abgeschlossen. Eine Stellungnahme zu den Abtreibungen lehnte er mit dem Hinweis ab, daß diejenigen, die sich heute über diese „Vorkommnisse“ aufregen dies lieber hätten tun sollen als Hitler seinen Krieg begonnen habe.

„Ein Zurückweichen vor solchen Stimmungen kommt für uns überhaupt nicht in Frage. Ich betrachte diese Frage als beendet und werde eine erneute Erörterung nicht mehr zulassen.“<sup>34</sup>

Wochen später, nach Zulassung der KPD, sprach auf der Gründungsversammlung des Charlottenburger Stadtteilverbandes ein KPD-Genosse aus der hinteren Ecke erregt über den Schaden, den das Verhalten der Roten Armee den deutschen Kommunisten zugefügt habe und forderte notwendige Konsequenzen:

„... und ich sage euch wir müssen in Deutschland den Sozialismus aufbauen, ohne die Rote Armee, und wenn es notwendig sein sollte, sogar gegen die Rote Armee.“<sup>35</sup>

Der Augenzeuge Wolfgang Leonhard schildert die darauf folgende atmosphärische Stimmung so:

„Einige Sekunden saßen alle wie versteinert da. Dann hörte man von verschiedenen Seiten einzelne zaghafte und auch schärfere Protestrufe. Der Vorsitzende würgte eine Diskussion über dieses Thema sofort ab.“<sup>36</sup>

Laut Leonhard wurde danach diese Frage innerhalb der KPD unterdrückt, nie wieder debattiert. In welcher unterdrückter Form sie weiterschwelte und die Genossen beschäftigte zeigt der Bericht von Hilde Radosch, damals noch KPD-Mitglied. Wenngleich nicht repräsentativ für die KPD-Genossen, beobachtete sie im Kader des Schöneberger Stadtteilverbandes im Frühsommer 1945 wie die Massenvergewaltigungen in der Art von Männerwitzen behandelt wurden.

„Natürlich versuchten einige Snobs in der KPD die Schändungen der Frauen zu bagatellisieren, in dem sie verbreiteten, die Frauen hätten es gerne, und begannen die Frauen zu fragen: ‚Na, Kleine, mal ein bißchen vergewaltigen?‘. Aber das war sogar den Kommunisten zuviel.“<sup>37</sup>

Uns scheint es hervorhebenswert, daß in Differenz zur sowjetischen Militäradministration die aus Moskau eingeflogene KPD-Führung, die die Vergewaltigungswelle selbst nicht miterlebt hatte, die aufkommende Debatte darüber abblockte, dies Thema ausgrenzte und es nicht zu einer öffentlichen Diskussion darüber kommen ließ. In ihren taktischen Erwägungen hingegen spielte die Vergewaltigungswelle bei der KPD-Führung durchaus eine Rolle. Dies kam in einem Gespräch zum Ausdruck, das Ulbricht im August 1945 mit dem Sozialdemokraten Fritz Erlers führte. Auf die Frage Erlers, warum es in der Ostzone überhaupt zwei Arbeiterparteien gäbe, antwortete Ulbricht ihm, „daß nach dem schmerzlichen Eindruck der Besetzung der russischen Besatzungsmacht die Arbeitermassen der Bevölkerung ins bürgerliche Lager abwandern würden, wenn es keine Sozialdemokratie mehr gäbe.“<sup>38</sup> Er empfahl Erlers daher, in der SPD zu bleiben und erst dann für eine Einheitspartei einzutreten, wenn keine Gefahr der Abwanderung von Arbeitern ins bürgerliche Lager mehr bestünde.

Diese taktischen Überlegungen schienen sich zu bestätigen, die Arbeiter strömten zur SPD. Ende September 1945 berichtete ein hoher französischer Beamter nach Paris über seine Beobachtungen im Bezirk Reinickendorf. Er stellte nicht nur fest, daß sich der kommunistische Stadtteilvorsteher über eintausend Vergewaltigungen beklagt habe, sondern auch, daß „... die Berliner Proletarier deren Frauen und Töchter von den Roten Soldaten vergewaltigt und deren Wohnungen geplündert wurden, zurück zur Sozialdemokratie strömen.“<sup>39</sup>

Auch auf einer Frauenleiterinnen-Konferenz der SPD im Januar 1946 ging es um diese Zusammenhänge. Es wurde erörtert, ob die Gründung der Einheitspartei mit der KPD erst nach einem Wahlkampf mit getrennten Kandidatenlisten zu vollziehen sei. Käthe Kern, die damalige Frauensekretärin der SPD, Einheitspartei befürworterin und spätere Mitbegründerin der SED, sprach sich dagegen aus mit dem Argument: „Es wird von einem Stimmenverlust geredet wegen der Ereignisse in den Kampftagen. Wir müssen vergessen, was die Soldateska gemacht hat.“<sup>40</sup>

Die Stimmenverluste der SED bei der ersten Berliner Nachkriegswahl im Oktober 1946 traten tatsächlich ein, die SPD gewann unerwartet hoch. „Die Frauen Berlins haben sich gegen den russischen Liebhaber entschieden, sagt ironisch ein SEDist bei der Verkündigung der Wahlergebnisse.“<sup>41</sup>

In den ersten Nachkriegsjahren jedoch sank dies nicht verarbeitete Erleben der Vergewaltigungswelle in tiefere emotionale Schichten und wurde zum Syndrom. Um zum Überleben gab es

„sowohl zweckrationale als auch affektiv-moralische Gründe, die nicht-kommunistische Nazigeegner aus der Weimarer Zeit veranlaßten, mit deutschen Kommunisten und der sowjetischen Besatzungsmacht zusammenzuarbeiten, und die Bevölkerung im allgemeinen dazu bewegten, sich mit den Kommunisten zu arrangieren.“<sup>42</sup>

Erst in der offenen Konfrontation zwischen Ost und West während der Blockade 1948 kam diese tiefere

Schicht tagespolitisch und verhaltensmäßig zum tragen.

Bertolt Brecht schreibt 1948 eindrücklich wie das Vergewaltigungssyndrom noch wirkte:

„Immer noch, nach drei Jahren zittert unter den Arbeitern, höre ich allgemein, die Panik, verursacht durch die Plünderungen und Vergewaltigungen nach, die der Eroberung von Berlin folgten. In den Arbeitervierteln hatte man die Befreier mit verzweifelter Freude erwartet, die Arme waren ausgestreckt, aber die Begegnung wurde zum Überfall, der die Siebzيجährigen und Zwölfjährigen nicht schonte und in aller Öffentlichkeit vor sich ging.“<sup>43</sup>

Vergewaltigungen durch westliche, alliierte Truppen wurden weitgehend verdrängt. Anfängliche Ressentiments gegen US-Amerikaner verloren sich während der Berliner Blockadezeit (1948/49).

Das Russenbild des „Iwan“, das zu Beginn der 50er Jahre in den Wahlplakaten der CDU als überdimensional großer Untermensch mit mongolischem Raubtiergesicht weiterlebt, ist nicht nur bei den Deutschen Ausdruck der Kontinuität eines nahezu ungebrochenen Antikommunismus, sondern in der heißen Phase des Kalten Krieges der 50er Jahre auch das Feindbild der Amerikaner. Nichts paßte sozusagen besser in ein propagandistisches Konzept als die Massenvergewaltigungen sowjetischer Soldaten. Sie ließen sich sogar bestens vermarkten. James Wakefield Burke, ein Berater des amerikanischen Stadtkommandanten Howley und General Clays, schrieb einen Roman über die Ereignisse vom April 1945 mit dem Titel *The Big Rape*, der in den USA zum Best-Seller wurde. Es ist ein Buch, in dem nicht nur alles Böse auf „den Bolschewisten“ projiziert wird, sondern das auch in ungeheurerlicher Weise frauenfeindlich und rassistisch ist. 1952 erschien die deutsche Ausgabe mit dem Titel *The Big Rape*. Die *Große Vergewaltigung*, und ein Jahr später als Taschenbuch mit dem Titel *Frau komm* in einer Kriminalroman-Reihe mit einem reißerisch aufgemachten Titelbild.

Drei historische Entwicklungsstränge kristallisieren sich im Phänomen der Massenvergewaltigungen, wie sie in Berlin im April 1945 geschahen: die sexistische Tradition – Frauen als Kriegsbeute und Trophäe des Siegers, Vergewaltigung als Vergeltungsakt in der Kriegsführung; die rassistische Tradition – die Vorstellung eines „tierischen, geilen Untermenschen mit Mongolenfratze“, der über die deutsche Frau herfällt und die Reinheit des arischen Blutes vergiftet, und schließlich der Antikommunismus – die Beschwörung der roten bolschewistischen Flut aus dem Osten und mit ihr des Untergangs des Abendlandes. Diese drei ideologischen Erscheinungsformen der Massenvergewaltigungen greifen ineinander und werden zu dem, was ich Vergewaltigungssyndrom nenne, nämlich ein gesellschaftliches Krankheitsbild.<sup>44</sup>

## ANMERKUNGEN:

- 1 Joseph Goebbels, „Stunde der Bewährung“, in: Panzerbär. Ein Kampfblatt für die Verteidiger Groß-Berlins vom 22.4. und 27.4.1945
- 2 Dieses Dokument aus dem Bundesarchiv Koblenz stellte mir Gisela Bock zur Verfügung
- 3 Erich Kuby, Die Russen in Berlin, Bern und München 1965, D. 315
- 4 Erich Kuby, Der Spiegel, Nr. 19, 1965, S. 82
- 5 Ruth Andreas-Friedrich, Schauplatz Berlin, Tagebuchaufzeichnungen 1945–1948, Frankfurt/M. 1984, S. 15
- 6 Eine Frau in Berlin (Anonyme Autorin), Tagebuchaufzeichnungen, Genf und FFM, 1959, S. 173
- 7 Kuby, a.a.O. S. 312
- 8 Ferdinand Friedensburg, Es ging um die Einheit. Berlin 1962, S. 23
- 9 Erika Hoerning, Frauen als Kriegsbeute, Unveröffentlichtes Manuskript, Juli 1984, S. 4
- 10 Maria Milde: Glienicker Brücke, Babelsberger Notizen, Berlin 1978, S. 226
- 11 Landesarchiv Berlin, LAZ Rep. 240 Acc. 2651 Nr. 147/2
- 12 Kuby, a.a.O. S. 311
- 13 Margaret Boverly, Tage des Überlebens, Berlin 1945, München, Zürich 1977, S. 117
- 14 Ingrid Schmidt-Harzbach, Eine Woche im April. Berlin 1945. Vergewaltigung als Massenschicksal in: Feministische Studien, 3. Jahrg. Nov. 1984, Nr. 2
- 15 ebenda, S. 59
- 16 Kuby, a.a.O. S. 313
- 17 Andreas-Friedrich, a.a.O. S. 190
- 18 Schmidt-Harzbach, a.a.O. S. 54/56
- 19 Andreas-Friedrich, a.a.O. S. 23
- 20 Andreas-Friedrich, a.a.O. S. 23
- 21 Frau in Berlin, a.a.O. S. 173
- 22 Frau in Berlin, a.a.O. S. 81/144/271
- 23 Frau in Berlin, a.a.O. S. 34
- 24 Frau in Berlin, a.a.O. S. 77 ff.
- 25 Frau in Berlin, a.a.O. S. 53
- 26 Manuskript des Interviews 6.2.1981, S. 9
- 27 Probst Heinrich Grüber, Erinnerungen aus sieben Jahrzehnten, Köln, Berlin 1968, S. 222
- 28 Kuby, a.a.O. S. 314–316
- 29 Ingrid Schmidt-Harzbach, Das Vergewaltigungssyndrom. In: Die Unfähigkeit zu Feiern. Der 8. Mai 1945. Frankfurt/Main 1985, S. 83
- 30 Erika Hoerning, Frauen als Kriegsbeute. Der 2-Frontenkrieg. Beispiele aus Berlin, in: Lutz Niethammer/Alexander von Plato (Hg.) „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Bonn 1985, S. 342
- 31 Franz Neumanns letztes Interview 1978, zit. bei Harald Hurwitz, Der Kampf um die Selbstbehauptung und Demokratie: Die Anfänge 1945–46 Bd. 4 unveröffentl. Manuskripte S. 307
- 32 Hurwitz, a.a.O. S. 372
- 33 Wolfgang Leonhard, Die Revolution entläßt ihre Kinder. Köln, Berlin 1961, S. 383
- 34 ebenda
- 35 a.a.O. S. 404
- 36 ebenda
- 37 Hilde Radusch, Handschriftliche Aufzeichnungen vom Sommer 1945
- 38 Hurwitz, unveröffentlichtes Manuskript Bd. 4, S. 308
- 39 General König an Außenminister, Paris 1137/Pol, 29.9.1945, zit. bei H. Hurwitz, a.a.O. S. 33
- 40 Protokoll, Konferenz der Frauenleiterinnen der SPD. 16.1.1946, in: FNA, Hurwitz a.a.O. S. 307
- 41 Andreas-Friedrich, a.a.O. S. 148/49
- 42 Harold Hurwitz, Die politische Kultur der Bevölkerung und der Neubeginn konservativer Politik. Demokratie und Antikommunismus in Berlin, Bd. 1 Köln 1983, S. 121/122
- 43 Bertolt Brecht. Arbeitsjournal 1942–1955, Band 2, Frankfurt/M. 1973, S. 850
- 44 Schmidt-Harzbach. Das Vergewaltigungssyndrom a.a.O. S. 79 und 86

---

**IWK-BIBLIOTHEK „DOKUMENTATIONSSTELLE FRAUENFORSCHUNG“**  
**Neuzugänge**

**SANDRA HARDING: FEMINISTISCHE WISSENSCHAFTSTHEORIE**

Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht. Aus dem Amerikanischen von Michael Haupt

Argument Verlag, Hamburg 1990.

Sandra Harding, eine der führenden amerikanischen Philosophinnen, war am 23. Jänner 1991 auf Einladung des IWK in Wien zu Gast. Ihr Vortrag mit dem Titel „Feminist Knowledge: Subjective or Objective“ fand überaus reges Interesse, nicht zuletzt auch deshalb, weil ihr Buch, – das als grundlegend für die feministische Kritik an und Neuformulierung von wissenschaftstheoretischen Konzeptionen gilt – nunmehr auch in deutscher Sprache vorliegt und somit einem breiteren LeserInnenkreis zugänglich ist.

**MONIKA BERNOLD / ANDREA ELLMEIER / ELA HORNUNG / JOHANNA GEHMACHER / GERTRAUD RATZENBÖCK / BEATE WIRTHENSOHN:**  
**FAMILIE: ARBEITSPLATZ ODER ORT DES GLÜCKS?**  
Historische Schritte ins Private.  
Picus Verlag, Wien 1990.

Mit dem Anspruch von feministischer Geschichtsforschung untersuchen die Autorinnen dieses Bandes aus unterschiedlichen Blickwinkeln die Durchsetzung der modernen „Familie“ als gesamtgesellschaftliche Norm entlang einzelner historischer Schnittlinien. Ausgangspunkt ist dabei ihr gemeinsames Interesse, dem Konstrukt „Familie“ die oft unterschlagene historische Dimension einzuschreiben. Im (gemeinsamen) Abschlußkapitel „Ariadnes Faden? im Labyrinth feministischer Theorieansätze“ geben sie nicht nur einen komprimierten Überblick über feministische Theorieansätze, die das Verhältnis von Arbeit und Glück thematisieren, sondern sie weisen auch darauf hin, daß nur vor diesem Hintergrund eine ideologiekritische Betrachtung der „Familie“ – wie sie hier versucht wurde –, möglich ist.

**GERTRUD SIMON / INGRID SPÖRK / BRIGITTE VERLIC (HRSG.):**  
**DIE HEILIGE FAMILIE – VOM SINN UND ANSINNEN EINER INSTITUTION.**  
Wiener Frauenverlag, Wien 1990.

Die Beiträge dieses Bandes, die ebenfalls dem Schwerpunkt „Familie“ gewidmet sind, dokumentieren eine gleichnamige Ringvorlesung, die – mit interdisziplinärem Anspruch – an der Universität Graz seit einigen Jahren angeboten wird. Die historische, literarische, psychologische und aktuelle gesellschaftliche Entwicklung und Darstellung reicht von der „Haus- und Familienordnung in der altchristlichen Zeit“ (Anneliese Felber) über „Muttersöhne‘ im griechischen Mythos“, bis zur heutigen rechtlichen Situation. (Monika Gimpel-Hinteregger: Die Familie und das Recht. Ein kritischer Überblick über das österreichische Familienrecht.)

In unserer Präsenzbibliothek stehen derzeit 625 Bücher zur Verfügung. Die im Frühjahr 1990 begonnene Artikelsammlung ist mittlerweile auf 318 Beiträge in- und ausländischer ForscherInnen angewachsen. Unsere Sammlung frauenspezifischer Dissertationen und Diplomarbeiten, die derzeit ihren Schwerpunkt auf den Gebieten Geschichte, Philosophie, Literaturwissenschaften und Pädagogik hat, erfreut sich bei unseren BesucherInnen großer Beliebtheit. Wir arbeiten laufend an einer Ergänzung und Erweiterung derselben.

Sylvia Hahn / Ilse Korotin

**HERTA NAGL-DOCEKAL / HERLINDE PAUER-STUDER (HG.):**

**DENKEN DER GESCHLECHTERDIFFERENZ.**

Neue Fragen und Perspektiven der Feministischen Philosophie.

Wiener Frauenverlag, Wien 1990.

Das internationale Symposium zur Feministischen Philosophie, das am 11. und 12. Mai 1990 im Rahmen des Jubiläums „625 Jahre Universität Wien“ stattfand, war eines der „Highlights“, die das Institut für Wissenschaft und Kunst als Mitveranstalter allen an dieser neuen, kritischen Disziplin Interessierten anbieten konnte. Unkonventionell und flexibel, war es auch diesmal möglich, Forscherinnen aus Europa und den USA einzuladen und so unserer Aufgabe, Ansätze zu unterstützen, die an den (trägen) Universitäten unzureichend aufgenommen bez. gefördert sind, gerecht zu werden.

Die vorliegende Sammlung der Beiträge gibt nun die Möglichkeit, manches wieder nachzulesen und auch für Nicht-Anwesende zugänglich zu machen.

**HILDE SCHMÖLZER:**  
**DIE VERLORENE GESCHICHTE DER FRAU**  
100.000 Jahre unterschlagene Vergangenheit.  
Edition Thau, Mattersburg 1990.

Die Autorin macht es sich zur Aufgabe, die vergessene, verlorene Geschichte der Frau von der Antike bis zur Gegenwart in informativer, lockerer Schreibart darzustellen. Die „geschichtslosen“ Leistungen der Frauen sollen, so ist es der Anspruch Schmölzers, „aus dem Gesichtsdunkel herausgelöst und ‚gleichberechtigt‘ neben jene der Männer gestellt werden“.

**PATRICIA RIFE:**  
**LISE MEITNER. EIN LEBEN FÜR DIE WISSENSCHAFT.**  
Claassen Verlag, Düsseldorf 1990.

Dies ist die erste umfassende Biographie der Physikerin Lise Meitner. Gegen den Widerstand einer patriarchalischen Umwelt setzt sie ihren Willen durch und wird Wissenschaftlerin: Von ihrem Eintritt in den wissenschaftlichen Beruf über die Not im Ersten Weltkrieg und das Durcheinander im Deutschland der Inflation bis zu den Eindrücken vom Aufstieg Hitlers und der Emigration aus dem Dritten Reich – in dieser Geschichte werden wir Zeuge ihres hartnäckigen Bemühens, die wissenschaftliche Arbeit trotz allem sozialen und politischen Widerstand fortzusetzen. Erst in den letzten dramatischen Kapiteln ihrer Lebensgeschichte und erst nachdem ihr die berühmte wissenschaftliche Einsicht gelungen ist, der sie monatelang Widerstand entgegengesetzt hat, wird sie sich der eigenen dichotomen sozialen Rollen bewußt – als Frau in der Wissenschaft, als Jüdin in Deutschland und als „Partnerin“ –, der internationale Ankerkennung und Nobelpreis versagt werden und die miterleben muß, daß ihr langjähriger Kollege Otto Hahn all dies erhält. (vgl. S. 13).

---

## WEITERFÜHRENDE LITERATUR ZUM THEMA:

NIEVES KOLBE / DOMENICA RODE /  
INGRID N. SOMMERKORN,

„An die Arbeit! Berge Steine! Orden allerdings gibts keine!“ Frauenarbeit in der unmittelbaren Nachkriegszeit in Hamburg. Bielefeld 1988  
dies., Chancen und Grenzen der Emanzipation von Frauen in der Nachkriegszeit. In: Frauenforschung 6, 1988, Heft 3

ANNETTE KUHN,

Frauen suchen neue Formen der Selbstverwirklichung und des menschlichen Zusammenlebens. Überlegungen zur Kontinuität von Ehe und Familie nach 1945. In: Frauen in der Geschichte III, Düsseldorf 1983 (gemeinsam mit A. Freier und D. Schuberth)

dies., „Das Schicksal Deutschlands liegt in der Hand seiner Frauen“ – Frauen in der deutschen Nachkriegsgeschichte. Frauen in der Geschichte V. Düsseldorf 1984

dies., Frauen in der deutschen Nachkriegszeit. 2 Bände, Düsseldorf 1984, 1986

dies., Frauen in der deutschen Nachkriegszeit in der Schule und Forschung – Erfahrungen und offene Fragen. In: Zeitgeschichte 15, 1988, Heft 9/10

dies., Power and Powerless. Women after 1945, or the Continuity of the Ideology of Femininity. In: The German History Society, 1989

SIEGFRIED MATTL,

Frauen in Österreich nach 1945. In: Unterdrückung und Emanzipation. Festschrift für Erika Weinzierl. Wien – Salzburg 1985

dies., Die Rückkehr der Liebe. Wissensproduktion zur „Frauenfrage“ im Österreich der 40er und 50er Jahre. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 4/1987

dies., und Karl Stuhlpfarrer, Abwehr und Inszenierung im Labyrinth der Zweiten Republik. In: Emmerich Talos (Hg.), NS-Herrschaft in Österreich. Wien 1988

SIBYLLE MEYER / EVA SCHULZE,

Wie wir das alles geschafft haben – Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945. München 1984

dies., Von Liebe sprach damals keiner. Familienalltag in der Nachkriegszeit. München 1985

dies., Kurzfristige und langfristige Auswirkungen des II. Weltkriegs auf vollständige und unvollständige Familien. Ein Beitrag zum Wandel der Familie in Deutschland. Berlin 1988

dies., „Alleine war's schwieriger und einfacher zu-

gleich.“ Veränderung gesellschaftlicher Bewertung und individueller Erfahrung alleinstehender Frauen in Berlin 1983–1955. In: Annette Kuhn/Anna Elisabeth Freier (Hg.), Frauen in der Geschichte V. Düsseldorf 1984

dies., „Als wir wieder zusammen waren, ging der Krieg im Kleinen weiter.“ Frauen, Männer und Familie im Berlin der 40er Jahre. In: Lutz Niethammer / Alexander von Plato (Hg.), „Jetzt kriegen wir andere Zeiten.“ Auf der Suche nach der Volkserfahrung in nachfaschistischen Ländern. Berlin – Bonn 1985

dies., Veränderungen des Geschlechterverhältnisses – untersucht am Beispiel familiärer Konflikte nach 1945. In: Frauenforschung 4, 1986

GABRIELE ROSENTHAL,

Die Hitlerjugend-Generation. Biographische Verarbeitung als Vergangenheitsbewältigung. Essen 1986

dies., „Wenn alles in Scherben fällt...“ Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Opladen 1987

dies., Geschichte in der Lebensgeschichte – Leben im Dritten Reich gestern und heute. (Schwerpunktthema) In: Bios. Zeitschrift für Biographieforschung 1, 1988, Nr. 2

dies., May 8th, 1945: The Biographical Meaning of a Historical Event. In: International Journal of Oral History, Nov. 1989

INGRID SCHMIDT-HARZBACH,

Die Lüge von der Stunde Null. In: Courage, Juni 1982  
dies., Nun geht mal beiseite ihr Frauen! In: Courage, Juli 1982

dies., Eine Woche im April. Berlin 1945. Vergewaltigung als Massenschicksal. In: Feministische Studien, 3. Jg., Heft 2, November 1982

dies., Das Vergewaltigungssyndrom. In: Norbert Seitz (Hg.), Die Unfähigkeit zu Feiern. Der 8. Mai. Frankfurt a.M. 1985

ERIKA THURNER,

Von der Gauhauptstadt zur „offenen“ Stadt. Salzburg im Jahr 1945. In: Heinz Dopsch (Hg.), Vom Stadtrecht zur Bürgerbeteiligung. Festschrift 700 Jahre Stadtrecht in Salzburg. Salzburg 1987

dies., „Dann haben wir wieder unsere Arbeit gemacht.“ Frauenarbeit und Frauenleben nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Zeitgeschichte 15, 1988, Heft 9/10

dies., „Nach '45 war man als ‚Rote/Roter‘ auch ein Mensch.“ Der Wiederaufbau der Salzburger Sozialdemokratie nach 1945. Materialien zur Arbeiterbewegung, Nr. 53. Wien 1990

